BIBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Novellette „Die Amerikanerin“ von Otto Behrend. (S. 79)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

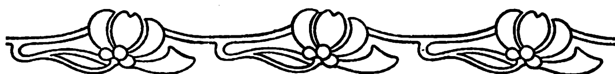
Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Zehnter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Eine Verbrecherehe.

Roman von Friedrich Jacobsen.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Es waren Stimmen im Treppenhause laut geworden, und aus dem dumpfen Gemurmel löste sich plötzlich ein Hilferuf, so daß Heinz und Anna es hören mußten, wenn sie auch mit ihren Gedanken und mit ihren Worten in einem Irrgarten gefangen waren.

Das Unheil — wenn es ein solches war — schien sich vor der Tür des ersten Stockwerks begeben zu haben, und Heinz eilte deshalb hinaus, während Anna in großer Verwirrung zurückblieb.

Auf dem Treppenabsatz hatten sich eine Anzahl Menschen versammelt, von denen vielleicht nur der eine oder andere zufällig das Haus in Geschäften betreten hatte, während die übrigen durch müßige Neugier herbeigelockt waren.

Das Gerede ging jetzt in gedämpfterem Tone durcheinander.

„Es ist ein Blutsturz. Ich sah sie heraufschleichen und nach der Schelle tasten. Da brach sie zusammen."

„Sie stirbt!"

„Nein, sie ist nur ohnmächtig. Man sollte doch einen Arzt rufen!"

„Still — sie kommt wieder zu sich —"

Heinz Dubois stand plötzlich mitten in der Gruppe

Man wußte nicht, woher er gekommen war, man kümmerte sich auch nicht darum. Sie waren alle zufrieden, daß irgend jemand auftauchte, der anstatt zu reden handelnd eingriff.

Denn dann konnten sie alles weitere diesem einen überlassen.

Der Rechtsanwalt öffnete rasch die Tür seiner Wohnung und sagte zu den Umstehenden: „Hier herein! Wenn jemand mit anfassen will — Vorsicht!“

So trugen sie Marion in das Zimmer und betteten sie auf den Kissen des Sofas; die beiden fremden Männer, die dabei geholfen hatten — ein Arbeiter und ein feingekleideter Herr — warfen noch einen scheuen Blick in das totenblasse Gesicht des jungen Weibes, dann fuhr der eine sich mit der Hand über die Augen, während der andere leise mit dem Kopf schüttelte.

Und dann gingen sie beide auf den Fußspitzen hinaus.

Heinz blieb mit Marion allein.

Das war alles sehr plötzlich gekommen, und auch ein Mann, der den jähen Wechsel im Leben gewohnt war, konnte wohl darüber bestürzt sein und die Fassung verlieren. Aber Heinz hatte die Empfindung, daß hier etwas geschehen sei, dessen Notwendigkeit in der Tragik des menschlichen Schicksals begründet ist.

Er konnte sich nur über dieses Gefühl keine klare Rechenschaft geben.

Da kam Marion wieder zu sich.

Sie schien ihre Umgebung zu erkennen, denn sie wendete mühsam den Kopf in der Richtung, wo der Schreibtisch stand, und über ihre blutlosen Lippen huschte der Schatten eines Lächelns. Dann nickte sie Heinz zu und machte den Versuch zu reden.

„Sie sollten nicht sprechen, Marion!“ sagte Heinz leise.

„Doch — ich muß. — Wasser!"

Er füllte ein Glas und hielt es ihr an die Lippen. Damit sie trinken konnte, legte er den Arm um ihren Oberkörper, und sie ließ einen Moment das Haupt an seiner Schulter ruhen.

„Ich liebe doch nur einen!" sagte sie dabei wie zur Entschuldigung, und obwohl das Wort mißdeutet werden konnte, so verstand er es dennoch in seinem richtigen Sinne.

„Wenn Sie," entgegnete er, „nur sagen wollen, Marion, wo er zu finden ist, dann will ich ihn suchen lassen."

Da kam es wie Angst über ihr Gesicht. „Nicht suchen lassen. Erst beichten —"

Ihre Rede war wie das Wort eines stammelnden Kindes, und er erkannte jetzt, daß ihr Leben gebrochen sei. Sie dachte wohl auch selbst an das Sterben.

„Soll ich einen Geistlichen benachrichtigen lassen, Marion?"

„Nein, ich bin ja bei dem Verteidiger. Ist es wahr, daß Sie nichts verraten dürfen?"

Bei dem Gedanken an das, was sie hergeführt hatte, schienen ihre Kräfte wieder zu wachsen, und Heinz erkannte, daß es vergeblich sei, ihr das Reden zu untersagen.

So brachte er ihr nur ein Glas Wein zur Stärkung und traf Anordnung, daß ein Arzt herbeigeholt wurde.

Dann setzte er sich neben ihr Lager und neigte das Ohr zu ihren Lippen.

* * *

Wenn ein einsamer Mensch sich mit Argwohn trägt, dann wird sein Mißtrauen zur Narrheit. Denn die Stimme eines Menschen haucht in unser Grübeln hinein

und zerreißt das Spinngewebe der schlimmen Gedanken; wenn wir aber nichts hören als das Sausen des Windes und das Rauschen der Blätter und das Fallen der Tropfen, dann werden unsere Sinne überreizt, und wir sehen Gespenster.

Dieser Tag war für Ludwig Rawen ein arger Tag geworden.

Nach jener dumpfen, verhaltenen Szene mit seinem ehemaligen Freunde, wo die beiden Männer es vermieden, einander ins Auge zu blicken, wo jeder ohne deutliche Worte dem anderen ein schweres Verbrechen auf die Seele legte, war der Konsul nach seinem Landhaus hinausgefahren und hatte dort die Bestätigung seines Argwohns gefunden.

Er war jetzt überzeugt davon, daß er von seinem Weibe bestohlen und von seinem Freunde betrogen worden war, und jetzt, wo er den Beweis des Verrats in seinen Händen hielt, handelte es sich nicht mehr um die Scheidung einer Ehe, sondern um einen Kampf auf Leben und Tod.

Wenn er das Intrigenspiel aufdecken wollte, dann mußte er sich zum Besitz jener Summe bekennen, die der Rechtsanwalt in seinem Tresor hinterlegt hatte; es kam darauf an, ob die Gerichte ihm glaubten, daß er das Geld in den Händen seiner eigenen Frau gefunden habe — taten sie es nicht, dann wendeten seine Gegner den Spieß um und führten aus seinem eigenen Vorbringen den Beweis seiner Schuld.

Und wenn er schwieg?

Es war fremdes Geld, das er hier in Händen hielt — es war unmöglich, seinen Besitz zu verleugnen!

So wurde der unruhige Mann von seinem Denken hin und her geworfen, und es war keiner in der Nähe, dem er sich hätte anvertrauen können.

Dennoch hatte Ludwig Rawen mit dem Fortschreiten des Tages nicht das Gefühl des Alleinseins.

Eine zaghafte Unentschlossenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, hielt ihn davon ab, schon heute nach Hamburg zurückzukehren und in dem bevorstehenden Kampf die Rolle des Angreifers zu übernehmen. Vielleicht trat bis morgen irgend ein aufklärendes Ereignis ein; aber wenn die Villa der Schauplatz desselben werden sollte, dann war es wünschenswert, die unberufenen Lauscher zu entfernen. Der Konsul schickte daher nach dem Mittagessen, das er ohnehin nicht anrührte, die Haushälterin und den Gärtnerburschen fort.

Das konnte sehr unauffällig geschehen, denn Frau Bolten hatte Verwandte in Blankenese, denen sie längst einen Besuch schuldete, und für Fritz fand sich ein Auftrag in Hamburg, dessen Erfüllung den Abend in Anspruch nahm. So blieb der Hausherr ganz allein in der Villa und konnte ungestört abwarten, was die nächsten Stunden bringen würden.

Aber er hatte nicht das Gefühl der absoluten Einsamkeit.

Das Haus lag verhältnismäßig sehr isoliert, denn die nächsten Nachbarn wohnten etwa fünf Minuten entfernt; ein belebter Weg führte nicht an dem Garten vorüber, sondern ein Fußpfad, der nur von wenigen betreten wurde; ringsum befand sich Gehölz und Buschwerk, das nicht überall den Charakter von Anlagen trug, sondern stellenweise in eine Art Wildnis überging — aus diesem Grunde wurde auch die Dogge in den Sommersitz mitgenommen und leistete vortreffliche Dienste.

Aber Iwan zeigte eine ebenso große Unruhe wie sein Herr.

Es war möglich, daß er die Herrin entbehrte und suchte, aber er hing doch ebensosehr an Ludwig und pflegte in dessen Nähe vollkommen ruhig zu sein; heute witterte und windete er fortwährend ohne ersichtlichen Grund, verlangte wiederholt hinausgelassen zu werden, durchstreifte den fest abgeschlossenen Garten und kehrte dann wieder in das Haus zurück.

Sonst, wenn jemand vorüberging, pflegte er zu bellen; aber das mächtige Tier war heute stumm oder winselte nur leise. Es ging eben niemand vorüber, die Umgebung war vollkommen einsam, und dennoch mußte irgend etwas nicht in der Ordnung sein.

Wurde denn das Haus belauert, umschlichen, bewacht?

Konsul Rawen war sonst ein kühl veranlagter Mann ohne lebhafte Phantasie, aber mit dem Herannahen des Abends nahmen seine Gedanken eine groteske Gestaltung an. Die Möglichkeit, mit der er den ganzen Tag gerechnet und deretwegen er die unberufenen Zeugen entfernt hatte, Annas Rückkehr, erschien nunmehr ausgeschlossen, aber vielleicht war er schon bei der Polizei als Verbrecher denunziert worden, vielleicht hatte man es auch vorgezogen, die Behörde aus dem Spiel zu lassen, und machte den Versuch, dem Gegner auf andere Weise beizukommen.

Auf andere Weise!

Die Geschichte der Kriminalistik ist reich an Taten, die nicht in der Hefe des Verbrechertums geboren werden, sondern in den scheinbar wohlgefügten Kreisen der Gesellschaft gleich jähen Blitzen aufflammen; man hält sie für unmöglich, und sie geschehen dennoch — die verborgenen Leidenschaften reißen die tiefsten Abgründe auf, und fast immer spielt der dämonische Einfluß des Weibes dabei eine verhängnisvolle Rolle.

Ludwig Rawen fühlte sich körperlich bedroht.

Es tat ihm jetzt fast leid, daß er seiner geistigen Schlaffheit nachgegeben und sich freiwillig in die Einsamkeit vergraben hatte; er war halb und halb entschlossen, noch jetzt die Villa zu verlassen und nach Hamburg zurückzukehren.

Da geschah etwas.

Es war seltsam, *wie* es geschah.

Konsul Rawen hatte bereits die Fenstervorhänge niedergelassen und die Lampe angezündet; er saß am Tisch mit dem Rücken gegen die Tür und hatte die Augen auf einen großen Spiegel gerichtet, der ihm gegenüber einen Teil der Wand einnahm, und er war sich gerade bewußt geworden, daß diese Stellung geeignet sei, in einem einsamen Menschen Unbehagen wachzurufen.

Denn er sah seine eigene Gestalt mit den blassen, vergrämten Zügen, und er sah hinter dieser Gestalt die halbdunkle Tiefe des Zimmers.

Iwan hatte vor einer Minute noch neben ihm gelegen, dann war er aufgestanden und wie schon so oft leise winselnd an die Tür gegangen.

Und plötzlich stand in dieser Tür das Spiegelbild eines Mannes.

Es war nicht so seltsam, daß irgend jemand unbemerkt hatte eintreten können, denn die Haustür war noch nicht verschlossen, und wer heimlich wie ein Dieb oder wie etwas anderes kommt, der schleicht sich wohl auf den Fußspitzen; aber was Ludwig Rawen in dieser Sekunde starr und stumm machte, das war die Erkenntnis seiner vollkommen hilflosen Lage.

Denn der Hund tat nicht, was er als Beschützer seines Herrn hätte tun sollen: er stellte weder den Fremden, noch faßte er ihn.

Der Konsul konnte nicht das Gesicht des Mannes erkennen, aber so ungestraft durfte nur einer eintreten. Und wenn er es heute in dieser Stunde tat, dann kam er nicht anders, als wie die Meuchelmörder kommen.

Ludwig fühlte den Tod hinter sich stehen, aber wenn er auch im stande gewesen wäre, Hand und Fuß zu regen, so würde er es wohl dennoch kaum zu seiner Verteidigung getan haben; denn jetzt, wo seine schlimmsten Befürchtungen sich zu erfüllen begannen, angesichts der bitteren Erkenntnis, daß die Tünche der Kultur dünner ist als das Goldplättchen über wertlosem Metall — jetzt empfand er einen Ekel gegen das Dasein und wünschte das Ende seines Grübelns herbei.

„Mach's kurz!" sagte er.

Und dann fühlte er sich aus dieser Lethargie, die wohl nichts anderes war als das Anstreifen einer Ohnmacht, plötzlich emporgerüttelt.

Der nächtliche Besucher — denn es war draußen unter einem wolkenschweren Himmel vollkommen Nacht geworden — hob nicht die Hand, obwohl er in der Rechten einen schweren Stock trug. Er setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Tür, stützte beide Arme über die Krücke seiner Waffe und entgegnete langsam: „Ich glaube kaum, daß es so kurz abzumachen ist, Ludwig. Ich habe einen ganzen Tag gebraucht und bin nicht damit fertig geworden. Wer diesen letzten Schritt tut, der kommt nicht nur, um Guten Abend und Lebewohl zu sagen."

Das war nicht die Stimme von Heinz Dubois, es waren auch nicht seine Züge, die jetzt durch eine veränderte Stellung in das Licht der Lampe traten.

Konsul Rawen stand schwerfällig auf.

Er sah den Bruder seiner Frau vor sich sitzen — etwas älter als vor fünf Jahren, die Schultern breiter,

der Schnurrbart stärker entwickelt, aber sonst dieselbe elegante, vornehme Erscheinung, dasselbe schöne, leichtsinnige, charakterlose Gesicht, dieselbe kühle, etwas spöttische Stimme.

„Du —?“ sagte Ludwig Rawen mit einer Mischung von Erstaunen und Unwillen.

Hugo Keller nickte zwei- bis dreimal vor sich hin. „Ich selbst. Daß du nicht besonders erfreut bist, kann ich mir denken. Ist Anna zu Hause?“

„Nein.“

„Du bist wohl allein?“

„Ja.“

„Desto besser. Dann können wir ungestört miteinander verhandeln. Du mußt mich ein paar Tage bei dir aufnehmen.“

„Warum?“

Konsul Rawen hatte bis jetzt in vier Sätzen nur vier einzelne Worte gesprochen; es war nicht möglich, sich kürzer zu fassen, und wenn in einer übermäßig knappen Form ein Ausdruck der Verachtung zu liegen pflegt, so konnte seine Verachtung nicht größer sein.

Aber der Ton seiner Stimme verriet mehr einen müden und stumpfen Gleichmut.

Dieser Mensch, der da jetzt vor ihm saß, war ihm in der Tat gleichgültig geworden, nicht allmählich durch den Lauf der Zeit, die überall Gras wachsen läßt, sondern seit gestern oder vielleicht erst seit heute früh.

Solange Ludwig Rawen ein Weib besaß, hatte er auch einen Schwager, die Ehre seiner Gattin und ihrer Familie war seine eigene Ehre, und wer sie antastete, der galt ihm als unversöhnlicher Feind.

Aber Anna hatte sich von ihrem Gatten losgelöst, um einem anderen zu folgen, zwischen ihm und ihr bestand nur noch eine leere Form, die das Gesetz zu

lösen hatte. Was war ihm da jetzt noch dieser Mensch, der einst vor Jahren gegen das Gesetz gefehlt hatte? Ein Fremdling, ein Wesen, dem wir weder Liebe noch Haß entgegenbringen, ein Geschöpf der Natur, das leben oder sterben mag, wie es der Natur gefällt.

Darum, als Hugo Keller das Ansinnen auf ein Obdach stellte, wie der Verwandte es dem Verwandten gegenüber zu tun pflegt, hatte Ludwig Rawen keine Worte der Entrüstung, sondern er fragte einfach: „Warum?", wie wir einen Wandersmann fragen, der mitten im Kulturstaat die längstverjährte Gastfreundschaft des Altertums für sich in Anspruch nimmt.

Und da Hugo Keller einen Moment mit der Antwort zögerte, als ob er selbst nach einem Grunde seiner Forderung suchen müßte, fuhr der andere fort: „Obdach kann ich dir nicht gewähren. Aber der Grund deines Kommens ist mir verständlich. Es besteht zwischen uns beiden nichts als eine alte Abrechnung, und dieses Konto ist ausgeglichen. Ich sehe nicht ein, warum ich einen Fremden noch länger verfolgen soll."

Dann trat er an seinen Schreibtisch, der in der Ecke des Zimmers stand, schloß ihn auf und entnahm dem Geheimfach ein Stück Papier, das er langsam in zwei Hälften zerriß.

„Nun kannst du ruhig gehen," sagte er und reichte seinem Schwager die Stücke mit den Fingerspitzen zu. „Die Gründe, warum ein Mitglied der Familie Keller untertauchen mußte, sind nicht mehr vorhanden. Nenne dich immerhin vor aller Welt Annas Bruder, die Welt wird um so leichter begreifen, daß Anna Keller und Ludwig Rawen nichts miteinander zu schaffen haben."

Es war der verhängnisvolle Wechsel, den Hugo jetzt in seinen Händen hielt, und den er jetzt mit den Augen eines verstörten Mannes betrachtete.

„Er ist es!“ setzte Rawen hinzu und machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand. „Ich habe an diesem Papier nichts gefälscht. Willst du ein Licht, um den Wisch zu verbrennen, oder ziehst du es vor, ihn zum Andenken deiner Verirrung aufzuheben? Ich stelle es dir frei, denn der Riß, den ich durch die Urkunde gemacht habe, wird dich an ihrem ferneren Gebrauch hindern.“

Der letzte Satz enthielt dennoch eine Bitterkeit, die der Konsul vielleicht am wenigsten in dieser Sekunde beabsichtigt hatte.

Aber auch Hugo schien seine Bedeutung kaum erfaßt zu haben. Er ließ das entwertete Dokument langsam zur Erde niedergleiten und setzte seinen Fuß darauf, wie man ein Reptil zertritt und einen glimmenden Brand auslöscht.

„Wenn ich das gewußt hätte!“ sagte er leise. „Es wäre mir wenigstens eines in diesem elenden Dasein erspart geblieben — der Verlust meines Weibes.“

Ludwig Rawen wendete sich ab. „Hast du ein Weib begraben? Ich auch. Wir sind quitt.“

Da richtete Hugo sich auf. „Was willst du damit sagen? Meine Schwester Anna —“

„Ist für mich tot. Vielleicht wäre es für sie besser, auch leiblich tot zu sein.“

„Daran erkenne ich dich,“ sagte Hugo zornig. „Erst treibst du den Bruder ins Verbrechen, dann stößest du die Schwester von dir um des Bruders willen. Es geschieht dir recht, daß ich jetzt als ein Verfolgter vor dir stehe, und daß du mich verbergen mußt, wenn die Schande nicht über euch alle kommen soll!“

Rawen zuckte verächtlich die Achseln. „Wer verfolgt dich denn? Dein Gewissen? Dann ist es sehr spät aufgewacht.“

Über das Gesicht des Verbrechers glitt ein schlimmes Lächeln. Er duckte den Kopf zwischen die Schultern und dämpfte seine Stimme: „Narr! Zehnfacher Narr! Du denkst noch immer an diese längst begrabene Lumperei, deren letztes Zeugnis ich jetzt unter meine Füße trete! Wenn ich nicht mehr getan hätte als das, dann wollte ich mich getrost neben Tausenden von deinesgleichen stellen. Pflegst du in den Zeitungen mehr als den Börsenbericht zu lesen? O ja, du wirst wohl auch die Kriminalberichte studieren, denn es kommen mitunter recht bekannte Namen darin vor. Aber von einem wirst du gelesen haben, dessen Name stand nicht dabei, und er war doch der Größeste von allen. Die Zeitungen waren von ihm voll, denn er ging wie ein Schatten zwischen euch allen herum und stahl, wie ihr stehlt, nur in seiner Weise und ohne den Schutz der Gesetze. Den großen Unbekannten nannten sie ihn auf der Polizei, denn sie waren zu dumm, um ihn zu fangen, und sie bewunderten seine Kühnheit. Weißt du, Ludwig, woher die Kühnheit dieses Dämons stammte? Es war die Menschenverachtung des gebildeten Mannes, dem der Stolz und die Selbstsucht anderer nichts gelassen hatte, um sein Wissen zu verwerten, als das Verbrechen — es war die Verzweiflung eines Menschen, dem man das Ehrlichwerden verriegelte, indem man ihm die Tür vor seinesgleichen zuschlug. Hugo Keller ist ein Verbrecher und eine Geißel der Menschheit geworden, weil der tugendstolze Ludwig Rawen es so haben wollte. Und nun steht er vor seinem Verderber und bittet nicht um einen Schlupfwinkel vor den Häschern, sondern er fordert ihn als sein Recht. Es wird keiner daran denken, den berüchtigten Dieb in dem Hause des tugendhaften Konsuls Rawen zu suchen, solange nie-

mand weiß, daß es der leibliche Schwager des gerechten Mannes ist."

Hochaufgerichtet stand Hugo Keller jetzt vor dem Konsul.

* * *

Der Polizeikommissär Griesbach hatte den Auftrag seines Vorgesetzten richtig aufgefaßt.

Es war ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft, doppelt angesehen durch die engen Schranken des hanseatischen Staates, in den Verdacht einer Straftat geraten. Dieser Verdacht konnte falsch sein, und seine Verfolgung führte alsdann zu unabsehbaren Verwicklungen; bestand er aber zu Recht, dann war eine ebenso große Vorsicht geboten.

Denn die Bewohner von Hamburg stehen immer mit einem Fuße jenseits des Ozeans.

Griesbach sollte der Schatten des Bankiers werden — ein Schatten, den das Licht hinter uns wirft, und der sich mit uns wendet.

Der Verdacht einer heimlichen Entfernung richtete sich in diesem besonderen Fall auf die allernächste Zeit, denn die Straftat war offenkundig und konnte nur zum Zweck der Flucht ausgeführt sein.

Nachdem der Kommissär daher festgestellt hatte, daß Rawen sich nicht in dem Bankgeschäft oder in seiner Stadtwohnung aufhielt, beschloß er die persönliche Überwachung der Villa.

Wie ein Schatten.

Er beobachtete allerhand, was ihm auffiel, die Entfernung des Gesindes, jene Unruhe in der Ruhe, die drüben aus einer Ursache entsprang, die hüben unbekannt war — endlich, als schon hinter den verhüllten Fenstern die Lampe brannte, einen verdächtigen Besuch.

Griesbach hatte sein Versteck gut gewählt. Als Hugo herankam, streifte er so nahe an dem Beamten vorüber, daß dieser ihn mit der ausgestreckten Hand hätte fassen können. Der Kommissär ahnte nicht, daß er hier einen Fang machen konnte, um den ihn Hunderte seiner Kollegen beneidet hätten. Aber ein Genosse mußte es dennoch sein. Die in der ganzen Umgegend gefürchtete Dogge rührte sich nicht, die beiden Schatten hinter den Fenstervorhängen bewegten sich friedlich umeinander, es galt wohl die letzten Vorbereitungen zur Flucht und für den Beamten zugleich eine doppelte Wachsamkeit, damit der Vogel dem ausgespannten Netz nicht entwischte.

Wenn aber der Mann des Gesetzes hätte sehen und hören können, welche Vorgänge sich drüben in der einsamen Villa unter dem stillen Lichte der Lampe abspielten, dann hätte er wohl seine Ansicht von einem Mitschuldigen geändert und sich in anderer Weise um das Entrinnen seines Opfers gesorgt.

Um ein Hinausschwinden in jene Gefilde, wo auch die Hand des Richters nicht mehr hineingreifen kann, und wo seine irdischen Urteile verhallen wie in einem unendlichen leeren Raum.

Es standen einander zwei Männer gegenüber, die von der Natur zu erbitterten Gegnern geschaffen waren, und denen das Schicksal dennoch in einer spöttischen Laune das gemeinsame Joch der Verwandtschaft auf den Nacken gelegt hatte.

Und sie sprachen zueinander mit grimmigen Worten.

„Ich verachte dich," sagte Hugo Keller. „Du kannst mir tausendmal vorwerfen, daß ich ein Lump geworden bin, es ist mir nicht mehr wert als das Bellen eines Hundes! Ein Lump war ich nur, als die Furcht vor meinen Verfolgern mich packte und mir den irrsinnigen

Gedanken eingab, unter deinem Dache Schutz zu suchen. Ich will lieber hinter einem Zaun verenden oder mich unter einem Brückenbogen verkriechen, als von dir eine Gnade annehmen, die mich in der Kehle würgt. Ich bin stolz darauf, ein Lump zu sein, und ich spucke auf deine Pharisäergerechtigkeit! Gut — ich gehöre zu der Verbrecherzunft, und wir führen einen Krieg gegen die Gesellschaft, aber wir können einen Freund haben, und wir können eine Liebe hegen, wir zertreten nicht die Freundschaft und die Liebe, wie man einen Wurm zertritt, denn wir sind nicht so hochmütig und selbstsüchtig, daß wir uns allein für gerecht und vollkommen halten. Du bist eine Philisterseele, Ludwig Rawen. Deine Freundschaft war nichts als der Leim, mit dem die Reichen und Glücklichen aneinandergekittet sind, und wenn ein blöder Zufall mit täppischer Faust daran greift, dann fällt der Kitt auseinander. Deine Liebe war nichts als ein Kontrakt, den der Staat gutheißt, weil die Ehe gehorsame Schlafmützen großzieht, und weil es Mode ist, daß der Philister einen Herd hat, an dem er die Hände wärmt — und wenn ein Häufchen Asche auf die kümmerliche Flamme fällt, dann ist sie ausgelöscht, und die Funken fliegen durch den Schlot. Ich hasse euch und das ganze moralische Gelichter, sonst könntest du mir leid tun in deiner vergletscherten Einsamkeit."

„Du wirst noch einsamer sein," sagte Ludwig Rawen. „Ich will dich nicht deinen Verfolgern überliefern, du magst ungehindert aus diesem Hause hinausgehen, wohin es dir beliebt, denn ich habe eine Schuld gegen dich abzutragen, und ich bin nicht von den Gesetzen zu deinem Hüter bestellt. Darum kannst du mich auch schelten und schmähen, und du kannst deine Afterweisheit vor mir auskramen — es ist für mich wie der Wind, der draußen in den Bäumen wühlt. Vielleicht werde

ich einsam sein, weil ich grämlich war, aber deine Einsamkeit lastet auf dir wie ein Fluch. Du hast mir die Geschichte deiner Liebe berichtet, und du klagst mich an, daß dein Weib dich verlassen hat. Warum wirst du nicht rot, Hugo Keller, wenn du das Wort von der Liebe in den Mund nimmst? Mag ich ein Weib an mich gefesselt haben aus Gewohnheit und Sitte, deine Ehe war nicht die Frucht des Verbrechens, sondern sie war das Verbrechen selbst. Ich glaube es, daß auch die Ausgestoßenen der Menschheit ein Herz haben, und daß die tiefe Sehnsucht durch ihr Leben geht, sich einem anderen Herzen hingeben zu können. Du aber bist der kalte Egoist gewesen, dem nichts heilig war als der Zweck. Nicht eine Gefährtin deines Lebens, sondern eine Genossin deiner Freveltaten wolltest du haben, nicht eine Seele für deine Seele, sondern eine Maske für dein Gesicht und einen Deckmantel für deine Blöße, damit die Welt sagen sollte: Siehe, das ist der Gatte einer anständigen Frau, darum muß er auch selbst ein anständiger Mann sein. Du hast die Ehe besudelt und dein Weib zu deiner Sklavin gemacht. Die Liebe trägt vieles, und sie kann sogar den Mann bewundern, der das Verbrechen will — von dem Elenden, der das Verbrechen nicht lassen kann, weil es sein Wesen geworden ist, wendet die gebrochene Liebe sich ab. Geh hinaus in die Welt und halte dich zu deinesgleichen!"

* * *

Der Hüter des Gesetzes, der vor dem Gartenzaun seine Beobachtungen anstellte, wurde allmählich anderen Sinnes. Das Einverständnis zwischen den beiden Männern, deren Schatten er sah, mußte gestört sein, denn die Bewegung der dunklen Gestalten nahm einen leidenschaftlichen Charakter an.

Vielleicht stritten sie sich um die Beute.

Aber wenn zwei Verbrecher miteinander in Unfrieden geraten, dann triumphiert die Polizei.

Der Kommissär hatte vorläufig genug gesehen. Es begann zu regnen, und Griesbach zog sich weiter unter die Bäume zurück, um den Schauer vorübergehen zu lassen. Es war ihm doch unheimlich zu Mute geworden.

Als er nach Verlauf von einigen Minuten abermals seinen Standpunkt wechselte, waren die Fenster der Villa dunkel. Dagegen hörte man einen hastigen Schritt durch den Garten kommen.

Und neben diesem Schritt etwas anderes.

Die Füße eines Tieres und unterdrücktes Winseln.

Nun hatte sich die Sachlage abermals in einer sonderbar verwirrenden Weise umgestaltet. Anstatt des Fremden verließ der Herr des Hauses selbst die Wohnung, während der andere hinter den dunklen Fenstern zurückblieb. Wenn man aber diese Tatsache mit den übrigen Beobachtungen zusammenhielt, dann konnten die seltsamsten Schlüsse daraus gezogen werden.

Jedenfalls hielt Griesbach es jetzt für geraten, sich in der Richtung des Bahnhofes zurückzuziehen, denn dort mußte die nächste Entscheidung fallen, und es war unter allen Umständen eine bedenkliche Sache, sich in der Einsamkeit dem von der Dogge begleiteten Manne entgegenzustellen.

Der von Hamburg kommende Zug gab gerade das Einfahrtsignal, als der Polizeikommissär sich in Bewegung setzte. Aber während er den durch das Gehölz führenden und mit Buschwerk eingefaßten Weg hinuntereilte, spürte er plötzlich den Hund auf seinen Fersen.

Im nächsten Moment war er unter der letzten

Laterne von dem Tiere gestellt und hörte zugleich, wie vor ihm jemand in das Gebüsch sprang.

Seine Lage war äußerst kritisch.

Die gut dressierte Dogge griff nicht an, aber sie wartete nur auf die erste verdächtige Bewegung des Gegners; es war, als ob sie wußte, daß dieser Mann das Haus den ganzen Tag umlauert hatte und nun die Vergeltung dafür empfangen sollte.

Dann nahten sich Schritte vom Bahnhof her. Iwan wendete den Kopf, winselte leise und wedelte mit der Rute. Im nächsten Moment ließ er von Griesbach ab und sprang liebkosend an Heinz Dubois empor.

Der Rechtsanwalt war eilig und verstört. Als er den ihm bekannten Kommissär am Laternenpfahl lehnen sah, faßte er den Hund am Halsband und trat näher.

„Sie sind's, Herr Griesbach? Das hätte Ihnen schlecht bekommen können."

„Sehr schlecht, Herr Doktor. Aber wenn man im Dienste ist —"

„Auf wessen Befehl?"

„Na, es geht Sie ja selbst an. Herr Polizeirat Steffens —"

Heinz begriff. Er trug ja selbst die Schuld an dieser Sache und sagte hastig: „Der Konsul ist das Opfer eines schmählichen Verdachts geworden. Wir kennen den Täter."

„So? Wer ist es denn?"

Es konnte ein Windstoß sein, der in den Büschen aufrauschte, aber Heinz Dubois wendete unwillkürlich den Kopf nach jener Richtung.

Und er sagte wie ein Mann, der in die Nacht und in das Leere hineinspricht, und den dennoch die Ahnung überschauert, daß seine Worte ein unbekanntes Ziel

erreichen: „Der Name des Täters soll niemals genannt werden, Herr Kommissär. Wir haben es einer Sterbenden versprochen, die ihm bis an ihr Ende treu geblieben ist. — — Was war das?"

Ein schwacher Schall wie das Verhallen eines Schusses.

Jwan warf sich aufheulend in das Gebüsch. Die beiden Männer sahen einander an und folgten langsam.

Der erste Mondstrahl, der an diesem dunklen Abend durch die Wolken brach, leuchtete ihnen auf ihrem Wege. Sie kamen an jene einsame Stelle, wo die Feldsteine verstreut waren wie die Grabesplatten eines vergessenen Friedhofs.

Und in dem langen, regenfeuchten Grase fanden sie einen Toten. Die Schußwaffe noch in der rechten Hand haltend, lag Hugo Keller auf dem Rücken, und Jwan leckte ihm das rinnende Blut von der Schläfe.

* * *

Anna Rawen saß in dem Wartezimmer des Stationsgebäudes und horchte auf das Wehen des Windes und auf das Singen der Gasflammen. Es war sehr einsam um sie, und die Begebenheiten der letzten Stunden gingen an ihrer Seele vorüber.

Sie war mit Heinz an dem Sterbelager Marions gewesen und hatte die Lebensbeichte des unglücklichen Weibes entgegengenommen, aber der Blick in die Tiefe eines elenden Daseins erschütterte sie weniger als jene unendliche Liebe, die noch mit gebrochenen Schwingen angstvoll über dem Grabe flattert.

Um das Niedersinken des Abends kam der Tod und scheuchte die Überlebenden hinweg.

Eine Stunde später befanden sich beide auf dem Wege nach der Villa — es war keine Abrede gewesen,

und sie sprachen während der kurzen Fahrt kaum ein Wort.

Aber als der Zug hielt, war es mit Annas Kraft zu Ende. „Ich kann meinem Manne nicht unter die Augen treten," sagte sie. „Jetzt, wo wir einander so nahe sind, kommt die Scham."

Heinz entgegnete: „Ich werde ihn herbringen."

Nun saß die junge Frau in dem unfreundlichen Raum und horchte auf jeden nahenden Schritt. Aber es kam nur eine Aufwärterin, um die Stühle auf den Tisch zu stellen und den Fußboden zu kehren. Sie betrachtete die Dame mit einem mißtrauischen Blick und murmelte etwas zwischen den Lippen.

„Ich erwarte hier jemand," sagte Anna entschuldigend.

Jene erwiderte: „Mir kann's gleich sein. Ich tue hier nur, was ich tun muß."

Ach, wenn wir das alle täten! Auch Anna Rawen wußte, was ihre Pflicht war; aber sie saß hier nicht nur in Scham und Reue, sondern auch mit einem Groll in der Seele. Denn der Mann, zu dem sie gehen sollte, hatte einen schmachvollen Verdacht gegen sie ausgesprochen, und er hatte sie von sich gestoßen.

War das seine Stimme?

Es wurde draußen gesprochen — hastig, in abgerissenen Worten. Zuerst ein Fremder, dann der Stationsvorsteher. Man konnte nur einzelnes verstehen.

„Zwei Männer mit einer Tragbahre — Laterne mitnehmen — draußen im Gebüsch — links vom Wege — die Dogge wäre nicht von der Leiche wegzubringen — —"

So ging das Gerede, und die Stimmen wurden immer verworrener. Anna glaubte auch den Namen

ihres Gatten nennen zu hören und das Wort „Selbstmord".

Das letztere ganz deutlich.

Da jagte es sie empor. Niemand kümmerte sich um sie, und sie selbst fragte keinen der verstörten Männer nach den näheren Umständen; eine wilde, tolle Angst trieb sie vorwärts, hinaus in Nacht und Regen, den einsamen Weg nach der Villa entlang, vorüber an den flackernden Laternen.

Unterwegs betete sie: „Lieber Gott, laß das nicht geschehen! Laß es nicht geschehen sein! Ich habe eine Schuld auf mich geladen, aber gehe nicht so streng mit mir ins Gericht; siehe, es ist mein Mann, und du weißt, daß ich ihn liebe!" Ihre Gedanken irrten durcheinander. Sie sah das Haus vor sich liegen mit dunklen Fenstern, und drüben in der Waldnacht lohte es auf wie von düster brennenden Fackeln.

Dort hoben sie jetzt einen Toten auf die Bahre.

Und hier?

Das Haus war offen, und das Wohnzimmer dunkel, aber durch die angelehnte Tür der Schlafstube fiel ein schmaler Lichtstreif.

Anna riß sie auf.

Da saß der Mann, den sie tot wähnte, und dem ihre Seele über das Grab hin zugeflogen war. Sein Anzug verriet, daß er nicht die Ruhe gesucht hatte, aber er saß an dem unberührten Lager seines Weibes und hatte den Kopf in die Hände gelegt.

Ein Bild der Einsamkeit und des Grams.

Bevor er sich erheben konnte, lag Anna zu seinen Füßen und umschlang ihn mit ihren Armen. Und mit einem seltsamen Schluchzen, in dem der Jubel durchklang, sagte sie stammelnd: „Ludwig, wolltest du mich wirklich verlassen?"

Er legte die Hand auf ihr Haupt und sah ihr ernst in die Augen. „Meine Gedanken waren bei dir, Anna. Wir sind beide in einem schweren Irrtum befangen gewesen, und in diesem Irren haben wir beide gefehlt. Warum glaubst du, daß ich dich verlassen wollte?“

„Sie reden draußen von einem, der sich das Leben genommen hat — drüben im Walde —“

Ludwig Rawen zuckte zusammen.

„Anna, ich ahne die Wahrheit. Er war bei mir, und vielleicht hat der Tod schon zwischen uns gestanden. Aber wenn es wirklich dein Bruder ist, so wollen wir die Vergangenheit mit ihm begraben. Willst du ein neues Leben mit mir beginnen?“

Sie blickte zu ihm auf und barg weinend ihr Gesicht an seiner Brust.

Ende.





Frauenliebe.

Roman von Horst Bodemer.



Erstes Kapitel.

Der letzte Tag vom Kaisermanöver war's, die Entscheidung nahte. Die Mittagszeit kam heran, glühend brannte die Sonne vom Himmel, als wollte sie nach den anstrengenden Tagen die letzte Probe auf die Manneszucht der kämpfenden Parteien machen.

Nur noch einige hundert Meter lagen die Schützenzüge einander gegenüber, das Kleingewehrfeuer knatterte ohne Unterbrechung, die Reserven traten mit fliegenden Fahnen unter den Klängen der Regimentsmusiken zum Sturme an. Ein kurzes Signal lief die Reihen entlang: Seitengewehr pflanzt auf!

Von den Höhen donnerten die Geschütze, von ferne grollte es wie Gewitter. Das kam von den schweren Haubitzen, die unsichtbar, mehrere tausend Meter entfernt, ihren tiefen Baß sangen.

Einige Feldbatterien preschten nach vorn, dicht an den Schützenlinien protzten sie ab, um von dort aus den letzten Granatenhagel in die Feinde zu schleudern. Die Luft und der Erdboden schienen zu zittern, ein Getöse war's, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

Auf einem Hügel, den eine Feldbatterie krönte, stand

der Hauptmann mit seinem Oberleutnant zwischen den Geschützen; sie beobachteten den Fortgang der Schlacht durch ihre Gläser.

„Gott sei Dank, Herr Hauptmann, daß wir uns die Geschichte von hier oben ansehen können, denn unsere Pferde sind arg mitgenommen. Wenn wir auch 'ran müßten an die Schützenlinie der Infanterie, könnten uns die alte Senta und der Torrero liegen bleiben."

„Die werden ja ausrangiert," erwiderte der Batteriechef und sah durch das Glas rechts seitwärts. Dann kommandierte er: „Schnellfeuer!"

„Jungens, 'rin mit den letzten Manöverkartuschen!" rief der Oberleutnant.

Das ließen sich die Kanoniere nicht zweimal sagen. Ein rasendes Feuern wurde auf der ganzen Front eröffnet, die Sturmkolonnen hatten die Schützenlinien erreicht, die sich mit aufgepflanztem Seitengewehr erhoben, sobald die geschlossenen Verbände heran waren.

Der Hauptmann ergriff den Oberleutnant beim Arme. „Sehen Sie, da, rechts seitwärts!"

Aus einer breiten Talsenkung brachen zwei Regimenter Kavallerie hervor, Husaren und Dragoner. Der Hufschlag von Tausenden von Pferden ließ den Boden zittern, denn hinter diesen ersten Treffen spie die Mulde Regiment auf Regiment aus.

„Herr Hauptmann, da, vor unserer glorreichsten Brigade die Kaiserstandarte!"

Der Kaiser führte mit gezogenem Pallasch — er trug Kürassieruniform — die acht Regimenter starke Kavalleriedivision gegen den Feind.

Deutlich waren die Signale hörbar. In gestrecktem Galopp mit eingelegten Lanzen fegten die Reiter auf den Gegner. Die Sturmkolonnen der Infanterie erreichten ihn mit der Kavallerie fast zu gleicher Zeit.

Mit Hurra hatte man den Angriff bis auf hundert Meter herangetragen. Da ertönte das Signal: Das Ganze halt!

Nach und nach schwieg der Geschützdonner, zuletzt bei den schweren Haubitzen.

Gleich darauf ein neues Signal: Offiziersruf.

Die Offiziere sprengten nach dem Hügel, auf welchem die gelbe Kaiserstandarte mit dem Reichsadler wehte, um die Kritik anzuhören. Bei den Mannschaften aber war im Nu alle Müdigkeit, die Anstrengungen der letzten Tage vergessen, sie sangen Reservelieder.

„Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht!"

Noch während der Kritik, nach kurzer Ruhe, ertönten bereits wieder Kommandos: An die Gewehre! — An die Pferde! — An die Geschütze!

Die durcheinandergekommenen Verbände wurden wiederhergestellt, denn ein großer Teil der Truppen mußte noch heute mit der Eisenbahn verladen werden; nur die berittenen Waffengattungen und die in der Nähe stehenden Infanterieregimenter benutzten die Bahn nicht zur Erreichung ihrer Garnisonen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Kritik dauerte lange. Zu beiden Seiten der Landstraße, auf welcher der Kaiser mit seinen Gästen und dem glänzenden Gefolge die bereitstehenden Automobile bestieg, hielt abgesessen die Kavalleriedivision, die er zur Attacke geführt. In langen Linien standen sie, die Offiziere der einzelnen Regimenter kamen nach Schluß der Kritik angesprengt, übergaben ihren Burschen die Pferde und setzten sich in den Straßengraben, um den letzten Rest des Frühstücks zu verzehren.

Da erschollen brausende Hurras, der Kaiser kam im

Schritt angeritten, zu seinen Seiten der Generalfeldmarschall Prinz Georg von Sachsen und der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand. Beide trugen die Uniformen ihrer Ulanenregimenter.

Der Kaiser wandte sich an den Erzherzog und zeigte auf die Ulanen und Kürassiere. „Meine eiserne Brigade. Ihr war der Sieg von Vionville zu verdanken."

Prinz Georg ritt zu seinem Regimente, den Ulanen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Auch der Kaiser rief den Reitern zu: „Adieu, Ulanen!"

„Adieu, Majestät!" schallte es zurück.

Das Offizierkorps der Kürassiere stand an der Straße. Alle überragte ein blonder, bildschöner Hüne, des Kaisers Blick ruhte mit Wohlgefallen auf ihm.

„Adieu, Kürassiere!"

„Adieu, Majestät!"

„Bitte einen Moment um Verzeihung." Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser an den Erzherzog. — „Oberst v. Seinsheim!"

„Majestät!"

Im Nu schwang sich der Kommandeur der Kürassiere, eine hagere, hohe Erscheinung mit schwarzem, am Kinn ausrasiertem Vollbarte, in den Sattel und setzte über den Straßengraben.

„Wie heißt dort der große Offizier?"

„Oberleutnant v. Moreth, Majestät."

„Moreth? Moreth? Den Namen habe ich doch schon gehört."

„Sein Vater fiel mit der Standarte in der Hand bei der Attacke von Vionville."

„Richtig! — Ich bin zufrieden gewesen, Herr Oberst. Im Frühjahr auf Wiedersehen, wenn Sie sich bei mir als Brigadekommandeur melden!"

Gnädig reichte ihm der Kaiser die Hand. Der Oberst begab sich zu seinem Regiment zurück.

Das glänzende Gefolge ritt an den Kürassieren vorüber, die berühmtesten Generale der Armee, jüngere Generalstabsoffiziere, denen „die Zukunft gehörte", die Militärattachés der fremden Staaten, Russen, Türken, Franzosen, Chilenen, Österreicher, Nordamerikaner, Italiener, Engländer, Spanier, Bulgaren, Portugiesen, Japaner. Alle waren abkommandiert, um von den deutschen Manövern zu lernen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Kürassiere waren nur fünfzehn Kilometer von ihrer Garnison entfernt. Sie traten sofort den Heimmarsch an, nachdem das kaiserliche Gefolge die Straße freigegeben hatte.

An der Spitze ritt der Oberst mit seinem Adjutanten. Hinter ihnen erklangen fröhliche Lieder. Aber das Gesicht des Kommandeurs blieb ernst. Scharf hob sich von seinem weißen Koller das Eiserne Kreuz erster Klasse ab, die braunen Augen blickten starr geradeaus, die Flügel der großen Adlernase zitterten leise. Eben noch war der Kaiser so gnädig zu ihm gewesen, und doch schien Sorge auf ihm zu lasten.

„Lieber Graf," wandte er sich an seinen Adjutanten, „rufen Sie Moreth zu mir und lassen Sie mich, bitte, mit ihm allein!"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Der Adjutant warf das Pferd herum und sprengte zur dritten Schwadron.

Zwei Minuten später meldete sich der Oberleutnant v. Moreth gehorsamst zur Stelle.

Der Oberst legte einen Finger der rechten Hand an den Helm und schwieg.

Der lange Moreth schien kein gutes Gewissen zu

haben, denn er warf seinem Kommandeur einen flüchtigen Blick aus seinen blauen Augen zu, strich seinem hohen Braunen über die Mähne, klopfte ihm dann den Hals und rückte sich auch noch den Helm zurecht. Kein Wunder, daß er dem Kaiser aufgefallen war, denn er war eine männliche Erscheinung, gewachsen wie eine Tanne, das Gesicht ebenmäßig und braungebrannt, das Kinn breit, über dem kleinen Mund lag ein kurzgehaltener blonder Schnurrbart. Eine richtige Heldenfigur.

Endlich brach der Oberst das Schweigen. „Hans-Wilhelm, ich muß mit Ihnen ein ernstes Wort sprechen. Sie wissen, ich bin kein Kommißsoldat, habe es immer für meine Pflicht gehalten, jeden meiner Offiziere individuell zu behandeln. Und da muß ich weit ausholen, damit Sie mich ganz verstehen, auch auf Ihnen Bekanntes zurückgreifen. Ich spreche jetzt zu dem Sohn meines besten Freundes. Als Ihr Vater den Heldentod starb, war er erst wenige Monate verheiratet. Wir hießen im Regimente die ‚Unzertrennlichen'. Nimmt's wunder, daß ich im Hause Ihrer Eltern verkehrte wie ein Bruder? — Als Sie das Licht der Welt erblickten, deckte Ihren Vater die kühle Erde schon wochenlang; nach ihm wurden Sie Hans, nach unserem Könige Wilhelm getauft. — Im Jahre dreiundsiebzig war's, da trat ich vor Ihre gute Mutter, mit der ich in steter Verbindung geblieben, wenn sie auch droben in Pommern auf dem Gute still ihrer Pflicht, Sie zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen, lebte, und bat um ihre Hand. Ich hab' mir einen Korb geholt, Hans-Wilhelm, und habe lange dran zu tragen gehabt. Nun, Sie wissen, seit zehn Jahren bin ich glücklich verheiratet. Ihre Mutter bat mich, ihr nicht gram zu sein, sie könne nach Hans Moreth keinem anderen angehören, aber

wachen möchte ich über ihren wilden Jungen. Ich glaube, bis heute habe ich meine Pflicht erfüllt. Als ich so weit war, ein Regiment zu bekommen, fragte mich der Kaiser eines Tages: ‚Nun, Seinsheim, haben Sie besondere Wünsche?‘ Und ich antwortete: ‚Majestät, wenn ich das Regiment kommandieren dürfte, mit dem ich bei Vionville geritten.‘ — Ich habe diese Bitte nicht allein um meiner selbst willen getan, obgleich ich natürlich mit jeder Faser meines Herzens an unserem glorreichen Regimente hänge, sondern auch weil Sie, Hans-Wilhelm, bei ihm stehen und mir Ihre Mutter mehr wie einmal Ihren Leichtsinn schriftlich geklagt hat, denn gesehen haben wir uns seit jener Zeit nicht wieder. Daß eines Tages die Schlinge schon ziemlich fest um Ihren Hals lag, wissen Sie wohl noch?“

Der Oberst sah seinem Schützling in die Augen. Der war über und über rot geworden.

„Na, reden wir nicht weiter drüber, nur Ihr Gedächtnis muß ich auffrischen, Hans-Wilhelm! — Also ich wurde mit der Führung dieses Regiments, als es frei wurde, beauftragt, drei meiner Vordermänner mußten warten, bis andere Truppenteile ihre Kommandeure wechselten. Das war einer von den vielen schönen Zügen unseres kaiserlichen Herrn, mich hat er dadurch doppelt verpflichtet, und Sie, Hans-Wilhelm, sollten ihm auch recht dankbar sein, denn ob ein anderer Kommandeur so viel Nachsicht mit Ihrem Leichtsinn gehabt hätte, erscheint mir mehr wie zweifelhaft. Sie frönen der gefährlichsten Leidenschaft — den Karten! Ihre Verhältnisse sind mir bekannt, durch Ihre Passion ist Ihr väterliches Gut, das noch dazu Ihren Namen trägt, mit Hypotheken überlastet, Ihre Mutter haben Sie in schwere Sorgen gestürzt. Und trotz meiner Warnungen haben Sie wieder in diesem Manöver

fürchterlich getempelt. Sie haben ja Glück gehabt und tragen jetzt ungefähr zwanzigtausend Mark in der Tasche herum, die Sie einem Gutsbesitzer abgenommen haben, der sie, Gott sei Dank, missen kann."

„Herr Oberst —"

„Herr Oberleutnant v. Moreth," erwiderte der Kommandeur sehr scharf, „bitte, unterbrechen Sie mich nicht und beschwören Sie nicht von neuem meine Zweifel herauf, ob ich als Ihr Vorgesetzter oder als Freund Ihres Vaters handeln muß. Sie haben mein Gewissen mehr als einmal in heftige Konflikte gebracht."

Der junge Offizier biß sich auf die Unterlippe. Der Kommandeur schwieg, als müsse er erst mit seinem Herzen einen Kampf ausfechten. Schließlich fuhr er auf.

„Der Teufel soll 'reinfahren, wenn Sie nicht endlich Vernunft annehmen, Hans-Wilhelm! — Als ich das letzte Mal in Berlin war, traf ich im Kaiserhof mit dem Bruder Ihrer Mutter, Herrn v. Korsing, dem Landtagsabgeordneten, zusammen."

Moreth sah seinen Kommandeur erstaunt an.

„Ha, Sie wundern sich wohl, daß ich Ihnen davon nichts erzählt habe? — Hatte seine guten Gründe. Heute, nachdem Sie einen fünfundvierzigtägigen Urlaub in der Tasche haben — ich habe mich selbst dafür verwendet bei der Division — will ich Farbe bekennen. Also Herr v. Korsing sagte mir, daß auf dem Nachbargut eine gewisse Komtesse Eva Relendorff lebe, die Sie, Hans-Wilhelm, obgleich Sie es gar nicht verdienen, so in ihr Herz geschlossen hat, daß sie Korb über Korb austeilt und auf Sie wartet, wenn Sie auch niemals die geringsten Anstrengungen gemacht haben, der bildhübschen und schwerreichen Komtesse den Kopf zu verdrehen. Ich bin der allerletzte, der Sie in eine Geldheirat hineintreiben möchte, mein lieber Hans Wilhelm,

aber ich meine, ein hübsches, reiches Mädel, das Ihre Fehler kennt und Sie dennoch liebt, wird nicht alle Tage für den Oberleutnant v. Moreth in der Welt herumlaufen. Deshalb ist mir's lieb, daß Sie den langen Urlaub bekommen haben. Prüfen Sie sich, Hans-Wilhelm, ein gutes Weib ist das Beste, was uns unser Herrgott schenken kann, und — denken Sie an Ihre Mutter!"

Der Oberst reichte ihm die Hand.

Moreth war ganz benommen, er legte nach flüchtigem Händedruck die Hand an den Helm und trabte zu seiner Schwadron zurück, ohne mehr wie einen kurzen Dank gestammelt zu haben.



Zweites Kapitel.

Auf der Düne stand eine hohe Frauengestalt und blickte hinaus aufs brausende Meer. In der Nacht hatte ein heftiger Nordwind eingesetzt, wild brandeten die Wogen am Strande, die sich überschlugen und zischend zwischen die großen Steinblöcke fuhren, an ihnen heraufleckend und dann klatschend zurücksinkend. Fahl schien die Herbstsonne aus den Wolkenfetzen heraus. Möwen schossen mit lautem Schrei über die Wassermassen, bald zwischen den Wellenbergen verschwindend, bald hoch zum Himmel strebend.

Der Wind spielte im blonden Gelock Eva Relendorffs, die mit ernstem Gesicht in die Ferne sah. Sie mochte vierundzwanzig Jahre zählen, ein frisches Rot färbte ihre Wangen, über die Stirn lief senkrecht eine leichte Falte. Sie war in Nachdenken versunken.

Hans-Wilhelm kam in den nächsten Tagen; gestern hatte es ihr Frau v. Moreth gesagt. Sie wandte den schmalen Kopf mit der feinen, aristokratischen Nase, die

Temperament verriet, nach rechts. Dort drüben ragte aus den grünen Bäumen ein langgestrecktes, einfaches Herrenhaus hervor — seine Heimat, Moreth. Unten in der Mulde, nicht sichtbar von der Düne, lag das Dorf.

Seit einem Jahre war er nicht bei seiner Mutter gewesen. Wie freute sich Eva nun, den vier Jahre älteren Spielgefährten ihrer Kindheit wiederzusehen! Viel war auf sie eingestürmt in diesen letzten zwölf Monaten. Im Winter hatte sie der Vater, der dem Herrenhaus angehörte, bei Hofe vorgestellt. Sie war gefeiert worden, nicht nur um ihrer Schönheit willen, wußte man doch, daß sie als einziges Kind einst Erbin von Glossow und einer reichlichen Million in barem Gelde wurde. Aber keinen hatte sie erhört. Man nannte sie stolz, unnahbar. Daß ihr Herz nicht mehr frei war, dieser Gedanke lag allen fern, denn wer hätte Eva Relendorff nicht gern zum Altare geführt? — Und vor kurzem war sie mit dem Vater in Baden-Baden gewesen, der dort in den großen Rennen ein paar Pferde laufen ließ. Im Internationalen Klub auf der Lichtentaler Allee, dem Treffpunkte der ersten Gesellschaft, hatten sie verkehrt, und wieder war sie der Mittelpunkt eines Kreises geworden, der ihr Huldigungen zu Füßen legte. Einer war darunter gewesen, den hätte ihr Vater von Herzen gern als Schwiegersohn willkommen geheißen, Graf Norderoog, ein Diplomat von sechsunddreißig Jahren; die Welt sagte, er sei ein Mann der Zukunft. Zuletzt war er Legationssekretär in Teheran gewesen, dort hatte er durch eine entscheidende Tat verstanden, seine Vorgesetzten und die weite Öffentlichkeit im günstigen Sinne auf sich aufmerksam zu machen, und Gelegenheit, sich auszuzeichnen, ist für einen Diplomaten viel, fast alles. Er war ins Auswärtige Amt berufen worden, man munkelte, er solle

in allernächster Zeit einen Gesandtenposten in Südamerika erhalten — trotz seiner Jugend. Aber auch er hatte keine Gnade vor Eva Kelendorffs Augen gefunden, geschickt hatte sie es stets vermieden, mit ihm allein zu sein, wie deutlich er seine Absichten auch kundgeben mochte. — —

Langsam wandte sie sich um und trat den Heimweg an; sie durfte ihren Vater mit dem zweiten Frühstück nicht warten lassen, denn er war die Pünktlichkeit selbst.

Sie ging an weiten Feldern vorbei, über deren Stoppeln der Wind blies, der wieder mit einzelnen heftigen Stößen einsetzte, der Parkpforte zu, über die bei ihrem Näherkommen ein langhaariger Bernhardiner setzte.

„Wodan, wer hat dich denn von der Kette losgemacht?"

Der Hund rieb seinen dicken Kopf an ihrem Kleide und wedelte mit der buschigen Rute.

Sonst nahm sie ihn immer mit, heute, wo ihre Gedanken lebhafter als sonst bei Hans-Wilhelm weilten, wollte sie allein sein — ganz allein.

Sie warf den Kopf mit dem vollen, einfach geschlungenen Haarknoten in den Nacken, die Unterlippe schob sie vor. Das gab ihrem Gesicht ein trotziges Aussehen.

Dann streichelte sie dem Bernhardiner den Kopf. „Nicht wahr, Wodan, wir halten zusammen?"

Da umkreiste sie der Hund mit langen Sprüngen und bellte dazu, als wollte er ihr sagen: „Befiehl nur, ich gehorche und schütze dich!"

Wodan war auf den Mann dressiert und hing mit selbst bei einem Hunde seltener Treue an seiner Herrin.

Aus der Tasche nahm sie eine kleine zusammenklappbare Schere, öffnete sie und schnitt die letzten

Herbstblumen ab, dann wandte sie ihre Schritte seitwärts. Aus dem Grün der Bäume blickte ein kleiner Sandsteinbau heraus. Sie öffnete das Gitter und schritt mehrere Stufen hinab. Gehorsam blieb der Hund vor dem Eingange liegen, denn er wußte, daß er diesen Ort — das Erbbegräbnis — nicht betreten durfte.

Auf der Mutter Grabstätte legte sie die frischen Blumen nieder; neben dem Sarge standen zwei kleinere, dort ruhten Bruder und Schwester, die sie nie gekannt; auch diese schmückte sie mit ein paar Herbstrosen.

Sinnend blickte sie auf der Mutter letzte Ruhestatt hin. Als sie noch im zartesten Kindesalter gestanden, hatte der Tod die kaum Gekannte dahingerafft, nun der Liebe Not an ihr Herz pochte, vermißte sie der Mutter Liebe schmerzlich. Die Vergangenheit zog an ihrem geistigen Auge vorüber, die Tage, da die Gouvernante ihr gesagt: „Still, klein Evchen, Mutti ist krank!“ Und wenige Tage später, als sie nach der Mutter verlangte, hatte ihr der Vater weinend geantwortet: „Mutti ist zum lieben Gott gegangen, um ihn zu bitten, daß du ein recht braves Kind wirst!“ Vier Jahre war sie damals alt gewesen. Alle Erinnerungen ihrer frühen Kindheit hatten sich verflüchtigt, aber jene Tage waren haften geblieben in ihrem Gedächtnis. —

Wie oft kam später nicht Frau v. Moreth mit Hans-Wilhelm nach Glossow oder sie war mit dem Vater drüben auf dem Nachbargute; dann tollten die beiden Kinder herum, spielten „Braut und Bräutigam“, sangen zusammen, am liebsten aber sprangen sie mit den Hunden durch Wald und Feld.

Eines Tages — sie mochte sieben Jahre alt gewesen sein — hatte Hans-Wilhelm mit glühenden Wangen und glänzenden Augen zu ihr gesagt: „Weißt du, Eva, wenn ich erst groß bin, Leutnant bei Vaters Kürassier-

regiment, dann kommst du mit, als meine Frau natürlich. Denn in der Bibel steht: Aber ein Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. Das hab' ich gestern gelesen. — Willst du?"

Und sie hatte den Zeigefinger in den Mund gesteckt und genickt.

Da hatte er ihr einen Kuß gegeben — den einzigen bis heute — und ihr offenes blondes Haar gestreichelt.

„So, jetzt sind wir richtig verlobt. Aber sag's niemand, sonst lachen sie uns aus und" — er hatte im jugendlichen Eifer die Fäuste geballt — „dich soll man nicht auslachen! Wer's tut, bekommt's mit mir zu tun!"

Gar treulich hatte sie das Geheimnis gewahrt.

Und als sie mit sechzehn Jahren in der kleinen Glossower Dorfkirche konfirmiert worden war, ihre Angehörigen, Frau v. Moreth und Hans-Wilhelm, der kurz vorher Offizier geworden war, an ihrer Seite standen, da irrten ihre Gedanken plötzlich ab von der heiligen Handlung — wie's kam, wußte sie selbst nicht — und es fuhr ihr wie ein Blitz durch den Kopf: Wann werde ich mit Hans-Wilhelm hier am Altar knieen, um Gottes Segen für unseren Lebensbund zu erflehen?

O bald — spätestens in zwei Jahren! antwortete ihr Herz.

Und acht Jahre waren nun ins Land gegangen, wenig Gutes, viel Schlechtes hatte sie über Hans-Wilhelm gehört, und dennoch schlug ihr Herz, heute heftiger denn je, für den Gespielen ihrer Kindheit.

Da tauchte ein anderer Gedanke in ihr auf, den sie schon oft an der Mutter Sarg gehabt.

Warum hatte ihr Vater nicht eine zweite Ehe mit Frau v. Moreth geschlossen? War er doch Hans-Wilhelms Vormund gewesen, stand er der einsamen, immer noch schönen Frau, deren Haar in Kummer um den

Sohn erblichen war, doch heute noch mit Rat und Tat zur Seite. Hatte sie den Vater ausgeschlagen, den Mann, den alle Welt pries als ein Muster von edler Gesinnung und Gewissenhaftigkeit, der weit und breit keinen Feind hatte?

Das Leben hatte sie gereift, die eigene Erfahrung sie gelehrt, ein Mann fühle anders wie ein Weib. Gewiß, ihr Vater sehnte sich nach einer milden Frauenhand, die ihm nach des Tages Last und Mühe die Sorgen von der heißen Stirne strich, denn Graf Relendorff verwaltete seinen großen Besitz, auf dem mehrere industrielle Unternehmungen durch seine Tatkraft entstanden waren, mit eiserner Pflichttreue.

Noch einen Blick warf Eva auf die Särge, dann stieg sie die Treppen hinauf, mit lautem Gebell von Wodan empfangen. Klirrend fiel das eiserne Gitter ins Schloß.

Das langgestreckte, zweistöckige Herrenhaus betrat sie durch eine vom Speisesaal in den Garten führende große Freitreppe.

Gehorsam legte sich der Hund sofort neben die Tür; er wußte, nach dem Frühstück brachte ihm seine Herrin ein paar Leckerbissen heraus.

Ein Diener war mit dem Tischdecken beschäftigt und trat auf Eva zu. „Der Herr Graf haben vorhin nach der gnädigsten Komtesse gefragt.“

„Schon lange?“

„Etwa vor einer Stunde — gleich nach Eingang der Post.“

Sofort begab sie sich zu ihrem Vater. Als sie das Arbeitszimmer betrat, erhob er sich aus seinem Sessel am Schreibtisch; lang wallte sein weißer Vollbart über den zugeknöpften schwarzen Gehrock, den er stets bei Tische trug.

„Du hast nach mir gefragt, lieber Papa?“

„Ja, mein Kind, ich habe Wichtiges mit dir zu reden.“ Er rollte ihr einen Ledersessel an den Schreibtisch.

Also eine ernstliche Angelegenheit nach den Vorbereitungen zu schließen, dachte Eva.

„Ich habe vorhin einen Brief vom Grafen Norderoog erhalten.“

„Interessiert mich wenig, lieber Papa. Was will er denn?“

Prüfend sah der alte Herr seine Tochter an, die schlug die Augen nieder und wurde rot.

„Ich vermute, du weißt es schon, mein Kind.“

Da nahm sie alle Energie zusammen. „Wenigstens vermute ich den Inhalt des Briefes. Er hält um meine Hand an?“

„Nun, so schroff fällt ein Mann wie Graf Norderoog nicht mit der Tür ins Haus. Er bittet, uns besuchen zu dürfen.“

Eva sprang auf. „Schreibe ihm, es sei zwecklos.“

„Gemach, mein Kind!“ Der Graf hob langsam die rechte Hand. „Nimm erst einmal wieder Platz.“

Gehorsam kam sie dem Wunsche des Vaters nach.

„Also, warum soll sein Kommen zwecklos sein, liebe Eva?“

„Weil — weil — Gott, Papa, du weißt doch — ich liebe ihn nicht.“

Der Vater nickte mit dem Kopfe. „Auf die Antwort war ich gefaßt, und — so leid es mir tut — ich werde ihn doch bitten, zu kommen.“

„Papa, dir tut es leid, und — und du willst ihn doch bitten, zu kommen?“

„Ja, mein Kind, weil es sein muß.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Deshalb bat ich dich, in dem bequemen Sessel

Platz zu nehmen, denn ich muß längere Zeit mit dir reden; das Frühstück mag warten. — Wie es um dich steht, weiß ich. Anfangs habe ich dich gewähren lassen, weil mein Wunsch sich mit dem deinen deckte. Aber die Zeiten haben sich geändert. Hans-Wilhelm ist deiner nicht würdig, liebe Eva!"

Ein Zittern ging durch ihren Leib, die schmalen Finger krampften sich in die Seitenlehnen des Sessels, mit großen, tränenleeren Augen starrte sie den Vater an.

„Ich muß dir wehe tun, mein liebes Kind, aber endlich heißt es: klar sehen. Weil ich erkannte, daß deine Gefühle einem Unwürdigen gehören, stellte ich dich, trotz deines Sträubens, in Berlin bei Hofe vor. Ich sagte mir: andere Eindrücke, neue Bekanntschaften werden hoffentlich das Bild des Jugendgespielen in deinem Herzen verwischen. Das mag hart klingen, aber als dein Vater durfte ich nicht anders handeln. Hätte ich dir damals gesagt: Du mußt brechen mit ihm auf jeden Fall, so wäre ich auf harten Widerstand bei dir gestoßen, du hättest mir — vielleicht nur im stillen — vorgeworfen, ich hätte kein Verständnis für das Denken und Fühlen der Jugend. Glaube mir, es ist mir bis heute noch nicht abhanden gekommen. Aber so, wie es war, ging es nicht weiter. Mit großer Bekümmernis habe ich wahrgenommen, daß Hans-Wilhelm so fest in deinem Herzen sitzt, daß selbst ein Mann wie Graf Norderoog keinen Eindruck auf dich zu machen schien, oder — ich kann mich ja irren — nach deiner Ansicht nicht machen durfte, weil du mit der Entschiedenheit, die der Jugend eigen ist in solchen Dingen, glaubst, es sei charakterschwach, nach einer ersten Liebe noch eine zweite zu haben. Ich, als dein alter, in Ehren weiß gewordener Vater, sage dir: das wäre deinerseits ein großer Irrtum. Rede dir nicht ein, die Männer fühlten

anders wie ihr Frauen. Menschen sind wir alle — der Gedanke soll uns das Haupt beugen, aber auch freudig emporrichten. Wir sind zum Kämpfen geboren, nicht um untätig die Hände in den Schoß zu legen und zu warten, und ich glaube, liebe Eva, du hast lange genug gewartet — vergeblich. Denn ich muß es leider wiederholen, daß Hans-Wilhelm deiner nicht wert ist."

„Papa, verzeih mir eine Frage. Ich würde sie niemals an dich stellen, obgleich sie mich schon sehr, sehr lange beschäftigt, wenn du sie nicht selbst mit deinen letzten Worten herausgefordert hättest."

„Rede ruhig, mein Kind; du bist alt genug, ich werde dir die Antwort nicht weigern. Zwischen uns darf es fernerhin keine Mißverständnisse und Heimlichkeiten geben, denn es handelt sich bei dir um vieles, um alles, um das sogenannte Lebensglück. Freilich zurechtzimmern mußt du es dir selbst, nur die Wege kann ich dir zeigen als alter, welterfahrener Mann — als dein Vater."

Eva wurde es aber doch schwer, die Frage zu stellen; nervös fuhr sie sich mit der Hand über die hohe, weiße Stirn.

„Rede nur ungescheut, mein Kind."

„Warum hast du eigentlich nicht eine zweite Ehe geschlossen?"

„Eva, wie kommst du auf diese Frage? — Und mit wem?"

„Mit — mit Frau v. Moreth."

Da senkte der Greis den Blick und starrte auf die Schreibtischplatte. Eine lange Pause entstand.

„Die Frage hätte ich von dir niemals erwartet, liebe Eva," sagte er endlich leise.

Langsam erhob sie sich und schlang den Arm um

den Nacken des Vaters. „Wenn du mir nicht antworten willst, Papa — ich begreife es, nur —“

„Nein, nein, mein liebes Kind, zwischen uns soll Klarheit herrschen! Frau v. Moreth hat mir ihre Hand verweigert.“

„Dacht' ich mir's doch.“

Wieder entstand eine peinliche Stille.

Eva drückte einen Kuß auf das weiße, dünn gewordene Haar ihres Vaters. „So ist Frauenliebe, Papa!“

Der Greis wußte keine Antwort.

„Verstehst du mich jetzt?“ fragte Eva leise.

Da raffte Graf Relendorff seine Energie zusammen. „Es kommt auf die Persönlichkeit an, mein Kind. Nimm wieder Platz, denn ich muß dich jetzt schwer verwunden, so weh mir's selbst tut!“

Gehorsam befolgte die Tochter des Vaters Wunsch, sie war seit den letzten Minuten eine andere geworden. Frau v. Moreth — ja, die wußte, was Frauenliebe ist, und Eva Relendorff durfte ihr an Seelengröße nicht nachstehen. Nichts Lässiges war mehr in ihrer Haltung, straff saß sie im Sessel, ruhig blickte sie den Vater an.

„Du weißt,“ fuhr der fort, „wie leichtsinnig Hans-Wilhelm lebt.“

„Frauenliebe wird ihn bessern.“

Traurig schüttelte der Greis den Kopf. „Viele Laster kann Frauenliebe von der Schwelle weisen, das gefährlichste auf die Dauer nicht — die Karten. Auch die beste Ehe ist nicht immer Poesie, mein Kind, der Alltag kommt mit seiner Prosa, da regt der Spielteufel sein Haupt immer wieder — und das Ende? Sieh dir die Frau von noch nicht fünfzig Jahren drüben in Moreth an mit ihren grauen Haaren, ihrem von Sorgen um den einzigen Sohn durchfurchten Gesicht!“

„Wenn nun Hans-Wilhelm den Dienst quittierte und das Gut bewirtschaften wollte?“

„Gespielt wird überall, mein liebes Kind!“

„Aber wenn seine Mutter und wir beide unsere Hände über ihn hielten?“

„Wie denkst du dir das? Glaubst du wirklich, Hans-Wilhelm würde es sich auf die Dauer gefallen lassen? Und dann, Eva — bis heute hat er nicht um dich angehalten. Ist es einer Komtesse Relendorff würdig, zu warten, bis er als Bankrotteur zu kommen geruht?“

Da schoß ihr wieder die Röte ins Gesicht. „Was fragt Liebe danach?“

Aber die Worte kamen ihr doch nur zögernd aus dem Munde.

„Na, höre mal, das ist denn doch zu stark! — Aber ich bin noch nicht zu Ende. — Vor einem halben Jahre war's, da bekam ich von Hans-Wilhelm diesen Eilbrief. Er bat mich, ihm binnen dreimal vierundzwanzig Stunden zwanzigtausend Mark zu senden, denn er habe diese Summe verspielt und einen Ehrenschein darüber ausgestellt. So schnell könne er das viele Geld nicht beschaffen; ließe ich ihn im Stich, bliebe ihm nur die Kugel übrig.“

„Du hast's ihm geschickt, Papa?“ Zitternd vor Erregung fragte es die Tochter.

„Beruhige dich — natürlich! Ich kann die Summe entbehren, man tut doch als Christ alles, was man vermag. Ich dachte dabei auch an dich und die arme Mutter. Daß das Gut keine neue Schuldenlast von zwanzigtausend Mark trägt, weiß ich; ich kenne die Verhältnisse drüben doch ganz genau.“

„Wie gut du bist!“ Die Tränen traten ihr in die Augen.

„O, ich bin noch nicht zu Ende — leider noch nicht! Ich schickte ihm das Geld und schrieb ihm — hier liegt

die Kopie zu deiner Einsicht —, daß er nunmehr, nachdem er die Not kennen gelernt, hoffentlich Vernunft annehmen und keine Karte mehr anrühren würde, sonst müßte ich ihn für einen Lumpen halten."

„Das hat er sicher getan."

„Leider irrst du, liebe Eva. Die letzte Post brachte mir zugleich mit Norderoogs Brief ein Schreiben von Hans-Wilhelms Kommandeur."

„Um Gott, Papa — schlimme Nachricht?"

„Auch das kannst du nachher lesen. Aber ich muß wieder weit ausholen. Oberst v. Seinsheim, der Kommandeur, war der beste Freund von Hans-Wilhelms Vater, sie sind die Attacke bei Vionville Schulter an Schulter geritten, er verbrachte die ersten Jahre nach dem Feldzuge seinen Urlaub regelmäßig drüben in Moreth; ich selbst habe ihn leider nie kennen gelernt, weil deine gute Mutter leidend war, und wir immer gerade während seiner Anwesenheit im Süden weilten. Später kam er nicht mehr, denn man sagte — nun, mein Kind, du kannst dir ja denken, was man sagte. Er blieb fort, nahm sich aber Hans-Wilhelms an wie ein Vater. Und jetzt schreibt er mir, ich solle als Freund von Frau v. Moreth meinen Einfluß auf ihren Sohn geltend machen, denn wenn nicht schleunigst ein Umschwung zum Besseren eintrete, könne er ihn nicht mehr halten, er sei sonst rettungslos dem Spielteufel verfallen und habe dieses Manöver — in der Garnison wird das nach Möglichkeit zu verhindern gesucht — toller gespielt denn je und zwar mit großem Erfolge. Das macht die Sache natürlich nicht besser, liebe Eva — im Gegenteil, denn nun wird er glauben, alle seine Verluste schnell wieder einzubringen."

„Ich will nicht nach Milderungsgründen forschen, Papa, aber mit ihm reden will ich."

Sie war aufgestanden und stand in entschlossener Haltung vor ihrem Vater.

„Das überlaß, bitte, mir selbst, liebes Kind! Nach diesen Tatsachen wirst du wohl einsehen, daß eine Verbindung zwischen euch unmöglich ist.“

„Nein, Papa, das sehe ich durchaus nicht ein!“

„Aber Kind!“

„Er wird sich bessern — felsenfest glaube ich es!“

„Dann höre mein letztes Wort — ich hätte es dir gern erspart.“

„Denk an Frau v. Moreths Treue über das Grab hinaus.“

„Gerade darüber will ich mit dir reden! — Frau v. Moreth kann erhobenen Hauptes durchs Leben gehen, mit Hans-Wilhelm hat sie sich redlich Mühe gegeben, das wissen wir alle. Stolz kann sie sagen: Ich war des braven Hans v. Moreths Weib! Dir aber würde einst eine solche Antwort schwer fallen, denn ist Hans-Wilhelms Hab und Gut dahin, kommt deines dran. Dein Alter würde in Kummer und Sorge enden, und niedergeschlagenen Auges müßtest du einst sagen: Ich war eines Lumpen Weib!“

Eva schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Der Vater legte den Arm um sie. „Es hat mir ja so weh getan, dir das zu sagen — doppelt weh, weil von meinem alten Herzen selbst ein Stück drüben in Moreth hängt. Aber nur der Starke kommt zum Ziel, man muß kämpfen können, man muß entsagen können — das ist der Menschheit Los!“

„Papa,“ sagte Eva unter Schluchzen, „laß Graf Norderoog nicht kommen, ich bitte dich!“

„Doch, mein Kind! Siehst du die beiden nebeneinander, wird dir die Wahl nicht allzu schwer.“



Drittes Kapitel.

Frau v. Moreth hatte alles getan, um ihrem Sohne die Heimat lieb zu machen. Die Erinnerungen seiner Kindheit waren pietätvoll aufgehoben worden, der große Bücherschrank in seinem Wohnzimmer barg noch alle Schätze, die ihn einst erfreut. Auf einem kleinen Tischchen lag das Poesiealbum, in das sich alle eingetragen, die ihm nahe gestanden. Die alte große Wanduhr tickte und schlug die Stunden mit tiefem, lang nachhallendem Klange, an den Wänden hingen die Bilder, die er in seiner Jugend bewundert, über dem Schreibtisch in breitem, eichenem Rahmen die Attacke der Kürassiere bei Vionville. Die Standarte in der einen, den Pallasch in der anderen Hand auf bäumendem Pferde ritt der Vater vor dem Regimente dem Heldentod entgegen.

Eine stille Hoffnung hegte Frau v. Moreth. Wenn sie Hans-Wilhelm bitten würde, nun ganz in der Heimat zu bleiben, das Gut zu bewirtschaften und endlich Eva heimzuführen, die auf ihn wartete Jahr um Jahr, die sein Kommen immer mit gleicher Freude begrüßt, sein Gehen mit gleicher Trauer empfunden, vielleicht würde er nun endlich einwilligen. Stets war er auf Urlaub lieb und gut zu Eva wie zu einer Schwester. Und wenn sie die beiden hohen Gestalten durch den Park gehen oder auf edlen Pferden ausreiten sah, dann hatte sie wohl oft die stille Hoffnung gehabt: sie kommen heim als Verlobte. Noch jedesmal war es aber ein Irrtum gewesen. Dann wagte sie Abends beim traulichen Lampenscheine, wenn sie dem Sohne allein gegenübersaß, eine Bemerkung, aber der lachte: „Liebe Mama — kommt Zeit, kommt Rat!“

Warf sie sich dann zu heftig für Eva in die Schanze, so erreichte sie das Gegenteil. Hans-Wilhelm ging acht Tage lang nicht nach Glossow, und wenn Eva kam,

verließ er das Haus durch den Park, die Büchse über der Schulter, und ging in den Wald.

Frau v. Moreth grübelte dann, warum ihr Sohn so eheschеu war; sie kam auf allerlei Vermutungen. Hatte er eine unglückliche Liebe? Oder wollte er durchaus seinem fröhlichen Junggesellenleben nicht entsagen? Oft kam dann eine namenlose Angst über sie. Doppelt verwöhnte sie den Sohn nach jeder unerfreulichen Auseinandersetzung, mochte sie auch noch so schmerzlich für sie gewesen sein, denn die Mutterliebe sagte ihr: Nur ihm die Heimat nicht vergällen, nur nicht das Vertrauen zu mir untergraben, wenn er auch bis heute nicht an dies beste Sohnesrecht appelliert hat!

Da sah sie den Depeschenträger über den Wirtschaftshof kommen. Einen Moment stockte ihr Herzschlag, dann ging sie ihm mit wankenden Knieen entgegen.

Richtig von Hans-Wilhelm war das Telegramm: „Komme erst in acht Tagen."

Sie griff sich an den Kopf, mitleidig sah sie der alte Mann an, er wußte wohl, er war ein gefürchteter Bote in Moreth.

„Soll ich Antwort mitnehmen, gnädige Frau?"

„Nein, Reilow, lassen Sie sich in der Küche Kaffee geben."

Mit gesenktem Haupte ging sie in ihr Zimmer zurück. Was war da nun wieder passiert? Gestern hatte ihr noch Oberst v. Seinsheim geschrieben, daß Hans-Wilhelm morgen komme — nun war sie wieder um eine Hoffnung ärmer. Sie ahnte Schlimmes, denn sicher wandelte er wieder auf Pfaden, von denen sein Kommandeur nichts wissen durfte. Eine namenlose Angst ergriff sie. Was sollte sie tun? Sie stand auf und trat an das große Ölbildnis ihres Mannes, ein junger

Kürassieroffizier sah lachenden Auges auf sie nieder. Und ihre überschlanke Gestalt zitterte, schwankte. Krampfhaft faßten ihre Hände nach einer Stuhllehne, der scharfe Zug um die feinen, schmalen Lippen trat deutlich hervor und gab der Frau mit dem grauen, einfach gescheitelten Haar das Aussehen einer Matrone. Dann setzte sie sich wieder an den Tisch und barg das grambeladene Haupt in beide Hände, ein wildes Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

Nach Minuten erhob sie sich, nahm ein Kästchen aus einem Schreibtischfach und schloß es auf. Vergilbte Blätter waren es, die eine männliche, markige Hand mit Schriftzügen bedeckt. Blatt auf Blatt durchlas sie, die Gegenwart schien versunken, leise dämmerte der Abend hernieder.

Da öffnete sich die Tür, Frau v. Moreth wandte den Kopf. Eva Relendorff stand auf der Schwelle.

„Störe ich, Tante?“

„Komm nur, du störst nie, mein Kind!“ Unsagbar traurig sagte es die alte Frau.

Mit einem Satze war die Komtesse neben Frau v. Moreth. „Mein Gott, was ist dir?“

Mit müder Stimme antwortete sie: „Hans-Wilhelm kommt erst in acht Tagen, wenn er überhaupt den Weg zu uns findet.“

Die beiden Frauen sahen sich an, sie verstanden sich.

„Siehst du, mein Kind, diese Blätter hier nehme ich vor, wenn mir weder der Psalter noch das dreizehnte Kapitel des ersten Römerbriefes Trost geben können.“

Es waren die Briefe Hans v. Moreths aus der Zeit, da er mit ihr verlobt gewesen war, und die aus dem Feldzuge.

Eva schlang die Arme um die schwergeprüfte Frau, vereint fielen ihre Tränen auf die Tischplatte.

„Hätten wir ihn nur erst hier, Tante!“

Da schreit die Mutter auf: „Wenn ich wüßte, wo er wäre, ich führe auf der Stelle hin und holte ihn!“

Evas braune Augen starren zum Fenster hinaus in die sinkende Nacht. „Urlaub hat er, das hat Oberst v. Seinsheim gestern Papa geschrieben.“

„Wie? Seinsheim hat an deinen Vater geschrieben?“

Nun hilft keine Ausrede mehr. „Ja, Tante.“

Da erwacht in Frau v. Moreth die Energie. „Ich werde anspannen lassen und zu deinem Vater fahren.“

„Vielleicht ist es das beste, Tante.“ —

Eine Viertelstunde später fährt Frau v. Moreth mit Eva hinüber.

Eine geschlagene Stunde verhandelt sie mit dem Grafen Relendorff in dessen Arbeitszimmer. Im Nebenraum geht Eva aufgeregt hin und her. Dann öffnet sich die Tür, mit verweinten Augen geht die geprüfte Frau auf die Komtesse zu und küßt sie auf die Stirn.

„Gute Nacht, Eva!“

„Bleibst du denn nicht zum Abendbrot, Tante?“

„Nein, mein Kind.“

Kaum ist Frau v. Moreth fortgefahren, bestellt sich der Graf sein Reitpferd.

„Wo willst du denn hin, Papa?“

„Zur Post, Eva.“

„Telegraphieren an Hans-Wilhelm?“

„Nein, an seinen Obersten.“

„Muß das sein?“

„Ja, Hans-Wilhelm ist und bleibt ein Lump. Meine Tür findet er fortan verschlossen.“

Eva Relendorff stöhnt gequält auf.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen hält Oberst v. Seinsheim zu Pferde vor der Wohnung seines Adjutanten, des Grafen Beerenburg. Zwei Ordonnanzen begleiten ihn, eine sendet er hinauf und läßt fragen, ob der Graf noch zu Hause sei. Der kommt sofort selbst herunter und fragt nach den Befehlen seines Kommandeurs.

„Störe ich, wenn ich Sie um eine Aussprache in Ihrem Arbeitszimmer bitte?"

„Absolut nicht, Herr Oberst."

Der steigt ab, eine Ordonnanz springt zu und hält Bügel und Zügel.

„Ich komme, bester Graf, weil ich eine unangenehme Sache außerdienstlich mit Ihnen besprechen möchte. Heute nacht habe ich dies Telegramm da erhalten — da!"

Der Graf liest: Wohin ist Moreth gefahren? Kündigt eben telegraphisch seine Ankunft erst in acht Tagen an. Mutter trostlos. Antwort erbeten an mich. Graf Relendorff-Glossow.

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Oberst."

„Graf, Sie sind Moreths bester Freund. Tun Sie mir einen Gefallen, versuchen Sie es aus dem Burschen 'rauszubekommen."

„Gern, Herr Oberst."

„Und was ich nicht unbedingt zu wissen brauche — na, Sie verstehen mich schon!"

„Herr Oberst können sich auf mich verlassen."

„Also auf Wiedersehen um zehn Uhr im Regimentsgeschäftszimmer!"

„Adieu, Herr Oberst!" —

Graf Beerenburg trifft Moreths Burschen im Stall.

„Versorgst du auch die Pferde gut, mein Sohn?"

Der elegante Adjutant tippt dem Kürassier vertraulich mit dem Reitstock auf die Schulter.

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Woher bist du denn und wie heißt du?"

„Mengert, Herr Graf — ich bin von Ringleben am Kyffhäuser."

„Fruchtbare Gegend, nicht wahr, Mengert?"

„Jawohl, Herr Graf, bei uns wird der Morgen Land noch mit fünfhundert Talern bezahlt."

„Potztausend! — Sage mal, wann ist eigentlich der Herr Oberleutnant abgereist?"

„Gestern nachmittag."

„Weißt du wohin?"

„Jawohl, Herr Graf, nach Moreth in Pommern — alles soll dorthin nachgeschickt werden."

„Du, das stimmt nicht."

„Ich weiß nichts anderes, Herr Graf."

Scharf blickte ihm Beerenburg in die Augen, der Bursche hat sicherlich nicht gelogen.

„Mir hat nämlich der Herr Oberleutnant gesagt, er wolle erst noch acht Tage wo anders hin, und nun habe ich den Ort vergessen und einen dringenden Befehl nachzuschicken — was machen wir nur da, Mengert?"

Der wußte auch keinen Rat.

„Schließ mal oben die Wohnung auf, vielleicht findet sich dort ein Anhaltspunkt, die Reiseroute des Herrn Oberleutnants oder so was ähnliches."

„Herr Graf, ich habe aber noch nicht Ordnung gemacht," erwiderte Mengert mit rotem Kopfe.

„Das macht nichts — im Gegenteil, wenn ich den Ort lese, weiß ich's gleich wieder."

Der Bursche rieb sich die Hände am Hosenboden ab und ging mit dem Adjutanten die Treppe hinauf.

In der Wohnung sah es allerdings noch sehr wüst aus, mit schlechtem Gewissen blieb Mengert an der Tür des Arbeitszimmers stehen.

Der Graf setzte sich in den Schreibtischsessel und

blätterte in der Briefmappe. Nichts war zu finden. Da stieß sein Fuß an den Papierkorb. Sofort zog er ihn vor. Einen Augenblick später wußte er, wo Hans-Wilhelm v. Moreth war. Ein Briefumschlag fiel ihm in die Hände, auf dem stand mit großen Lettern gedruckt: Cercle des étrangers. Spa.

Beerenburg faßte sich an die Stirn. Also der leichtsinnige Kerl spielte in Spa am Roulettetisch!

„Ich weiß schon, Mengert, eben fällt mir's wieder ein. Man ist manchmal zu vergeßlich. Räum' aber sofort hier auf und verbrenn' den Plunder da im Papierkorb — verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

— — — — — — — — — — — — —

Als der Kommandeur das Regimentsgeschäftszimmer betritt, geht der Adjutant auf ihn zu.

„Ich bitte Herrn Oberst gehorsamst um einen fünftägigen Urlaub."

Mit einem langen Blicke sieht ihn Seinsheim an. „Bewilligt! — Und das Telegramm nach Glossow?"

„Habe ich bereits abgeschickt."

„Mit welchem Inhalte?"

„In vier Tagen ist Moreth zu Hause."

Der Oberst reicht ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, reisen Sie mit Gott!"

(Fortsetzung folgt.)





Die Amerikanerin.

Novellette von Otto Behrend.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

„Grüß Gott, Onkel! — Ah, liebe Tante, dir scheint die Luft drüben ja brillant bekommen zu sein! — Wo ist denn Lenchen?" Der Kandidat der Medizin Hans v. Iwers sah sich im Gedränge der Reisenden um, die soeben dem aus dem Norden kommenden Schnellzug auf dem Hauptbahnhofe in München entstiegen.

„Lenchen — da drüben steht sie," sagte der Onkel. „Sie kommandiert gerade den Gepäckträger."

„Was — die da? — Wahrhaftig —" Hans v. Iwers drängte sich zu der schlankgewachsenen jungen Dame durch. „Helene!"

„Hans!"

Sie reichten sich erfreut die Hände.

„Bist du aber groß geworden und —"

„Nun und —?" Ein Paar große stahlblaue Augen blitzten ihn an.

„Ich will dir kein Kompliment machen."

Nun, sie wußte es schon aus seinem bewundernden Blick, daß er von ihrer Erscheinung sehr angenehm überrascht war. Sie hatte sich aber auch in den zehn Jahren, die der Vetter sie nicht gesehen, vom mageren neunjährigen Mädel zu einer Dame entwickelt, die

schon geeignet war, bewundernde Blicke auf sich zu ziehen.

„Go on,“ sagte sie. „Machen wir, daß wir weiter kommen!“

Man setzte sich in Bewegung, der Neffe galant mit der Tante voran, Vater und Tochter dahinter.

Als sie im Omnibus des Bayrischen Hofes auf dem Asphaltpflaster dahinrollten, meinte der Onkel: „Bin doch eigentlich froh, wieder in Europa zu sein. Gut, daß ich mich nur auf zehn Jahre verpflichtet hatte.“

„Aber ein hübsches Scheckbuch hast du dafür doch mitgebracht — indeed.“

„Helene, sei doch nicht so prosaisch,“ verwies die Mutter und fügte wie entschuldigend hinzu: „Sie hat sich etwas stark amerikanisiert drüben.“

„Dollar ist nun einmal Dollar,“ trumpfte die Tochter auf.

„Dann bist du ja jetzt eine feine Partie,“ sagte der Vetter. „Weißt du, von Rechts wegen bist du ja meine Braut.“

„Langsam — langsam, my dear! Das wollen wir lieber rückgängig machen, dieses Versprechen bei Schokolade und Apfelkuchen. Du gefällst mir ja ganz gut soweit, bist groß und stattlich geworden, aber den Schnurrbart müßtest du schon opfern, wenn ich mich in dich verlieben soll.“

„Meinen Schnurrbart?“ fragte Hans erstaunt und strich halb verlegen über die männliche Zierde seines Gesichtes, von der er sehr eingenommen war.

„Drüben trägt den kein Mensch mehr. Wer was auf sich hält — alles Römergesichter, antike Gemmen.“

„Nun,“ sagte der Onkel, „ich hab' mir meinen deshalb nicht verkümmern lassen, mein Junge.“ Er fuhr um den halblangen, schon ergrauenden Vollbart.

„Ganz scheußlich aber sind die Narben da auf deiner Backe.“

„Meine Schmisse —“ ganz erschreckt sprach er es, schon unangenehm berührt, sie „Narben“ nennen zu hören.

„Die hältst du wohl gar für schön? — Scheußlich sind sie, diese zerhackten Beefsteakgesichter — shocking im höchsten Grade!“

Jetzt nahm er ihre Entrüstung von der komischen Seite. „Vielleicht bringt es die medizinische Wissenschaft noch so weit, daß sie solche Narben, wie du meine Schmisse zu nennen beliebst, spurlos beseitigt. Dann werde ich sie auch vielleicht dir zuliebe opfern, damit die Entrüstung aus deinem hübschen Gesichtchen schwindet.“

„Übrigens,“ fragte nun der Onkel dazwischen, „wie steht's denn mit deinen medizinischen Kenntnissen?“

„Ich habe nur noch zwei Stationen im Examen, dann kann ich auf die leidende Menschheit losgelassen werden.“

„Wie das klingt!“ meinte die Tante verweisend.

Helene sah den Vetter von der Seite an. Nein, diese greulichen Schmisse! Wenn die nur nicht gewesen wären! Immer hatte sie sich den Vetter noch mit dem hübschen Milchgesicht vorgestellt, und nun sah er so zerhackt aus! Narben auf der linken Backe, an der Stirn, ja sogar auf dem Kopf im kurzgeschorenen Haar — sie sah es deutlich, als jetzt der Omnibus am Portal des Hotels hielt, und Hans sich im Diensteifer, den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein, den Hut am Verdeck herabstieß. —

Doch der Mensch gewöhnt sich an alles, und so söhnte sich auch Helene Dorn mit den Fehlern ihres sonst so schneidigen Vetters aus. Wenigstens kam sie nicht mehr darauf zurück.



Man verlebte reizende Tage zusammen, denn trotz der zwei noch vor ihm liegenden Examenstationen widmete der Vetter fast seine ganze Zeit seinen Verwandten, indem er ihnen Münchens Sehenswürdigkeiten zeigte.

Bald schauten sich die beiden jungen Leute mit den gleichen Augen an, das heißt sie erwogen: gefällt das Wesen da dir wirklich so, daß du es als das einzige aus den unzähligen, die es auf der Welt gibt, dir erwählen möchtest?

So rechnete der Verstand noch, während die Herzen eigentlich schon weiter waren.

„Helene," sprach Hans, als sie eines Abends auf dem Dampfer dem schönen Starnberg entgegenfuhren, und seine Stimme zitterte merklich, „es gibt einen Vergleich vom Lebensschifflein, in dem ein jeder fährt —"

„Ich weiß."

„Wollen wir unsere Lebensschifflein aneinanderketten, daß sie fortan nur den gleichen Weg nehmen?"

„Ja."

Vieler Worte bedurfte es nicht mehr. Sie drückten sich verstohlen die Hand, denn küssen konnten sie sich doch nicht.

Wer war seliger als die beiden! Die kurze Strecke bis Starnberg genossen sie ihr junges Glück ganz allein für sich, schweigend zumeist, sich nur bisweilen tief in die Augen sehend. Da sah sie ja nicht seinen Schnurrbart und die garstigen Narben. Und als dann die Brücke zum Landungssteg hinübergeworfen war, bot der Neffe diesmal nicht der Tante den Arm, sondern der Base.

„Nanu, Hans?" fragte die alte Dame etwas verdutzt. „Habe ich meinen Ritter verloren?"

„Ja, Tante," sprach er ganz keck zurück. „Am Verlobungstage muß ich doch meine Braut führen."

Die Eltern waren überrascht, wenn auch nicht allzusehr, denn die beiden waren ja von Kind an füreinander bestimmt gewesen, und dieser Gedanke war eigentlich niemals ganz von ihnen gewichen. Der

Neffe war aus guter alter Familie, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe, wenn er nach Eltern und Voreltern geriet. Und das schien ganz so, in wenigen Wochen hatte er das Examen hinter sich, und die Vermögensverhältnisse lagen so, daß die Zukunft unter allen Umständen gesichert war.

Als man dann in der Bahn zurückfuhr, da hatte das Brautpaar natürlich viel zu flüstern, während Vater und Mutter sich sehr für die Gegend interessierten.

„Nicht wahr, Hans, du gehst jetzt nicht wieder auf die Mensur?"

„Nein, mein Lieb," versicherte er ehrlich. „Ein Kandidat der Medizin, der im Examen steckt, tut das nicht mehr. Das war früher — in meinen ersten Semestern."

„Well, Hans, denn sonst könnt' ich dich, glaube ich, gar nicht mehr lieb haben. An diese gräßlichen Narben habe ich mich jetzt ja gewöhnt, aber wenn noch mehr dazu kämen, müßt' ich an deiner Liebe zweifeln."

„Es kommen keine mehr dazu!" versicherte er und drückte ihr fest die Hand.

„Dann magst du auch deinen Schnurrbart behalten." Sie lächelte, es war nur so gesprochen, sie hatte ihn jetzt schon ganz gern, den hübschen Schnurrbart.

„Wirklich? — Du Engel!"

„Und weißt du, du hast mich schon oft damit geneckt, daß ich ab und zu englische Wörter gebrauche. Ich hab's wohl gemerkt, es hat dir nicht gefallen, aber —"

„Das Englische macht den hübschesten Mund breit und häßlich, und das darf nicht sein —"

Nun folgte natürlich ein Kuß. Onkel zeigte Tante gerade ein paar Rehe am Waldesrand.

„Ich will mir also diese oft sehr bezeichnenden Wörter abgewöhnen," sagte Helene. „Es sieht aus,

als bilde man sich etwas darauf ein, daß man Englisch kann. Das ist doch keine Kunst. Also ich will, und was ich will, geschieht auch."

„Huh," machte er da, „gut, daß du nur einen sehr kleinen Fuß hast!"

„Warum?"

„Da kannst du auch nur einen kleinen Pantoffel haben."

„All right!" — sie zupfte ihn sehr fest am Ohr und kniff dabei herzhaft, so daß er unwillkürlich aufschreien mußte.

* *
*

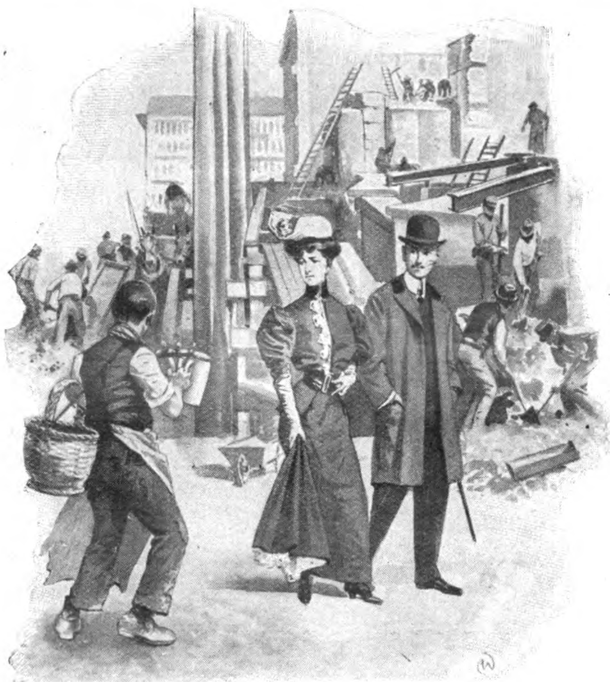
Jeder Mensch kann seinen schiefen Tag haben, an dem alles verkehrt geht und nur dazu angetan scheint, ihn zu ärgern. Mag da eine unbedeutende, nur eben sich bemerkbar machende körperliche Unbehaglichkeit die Schuld tragen oder eine schwache Verstimmung der Seele, wer könnte das entscheiden! Auch Menschen, die sonst keine Launen haben, haben doch auch einmal einen solch ärgerlichen Tag. Man fragt da wohl, ob sie mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden seien.

An jenem Freitag war Helene Dorn ganz entschieden mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden, obwohl sie das in München seit ihrer Ankunft schon immer getan hatte — aus dem einfachen Grunde, weil ihr Bett mit der rechten Seite an der Wand stand. Sie hatte gut geschlafen, sogar so gut, daß sie gern noch weiter geschlafen hätte, als Papa klopfte und zur Eile trieb. Da riß natürlich beim Anziehen der Stiefel ein Schnürsenkel.

Da hörten die vier Wände ihres Zimmers ein lautes, deutliches „damn it", trotzdem sie ihrem Verlobten die englischen Wörter geopfert hatte.

Nachher hatte der Pikkolo beim Frühstück zum ersten Male das Teesieb vergessen, und Fräulein Helene konnte die Haut auf der Milch in den Tod nicht leiden.

Dann kam Hans zehn Minuten zu spät. Er hatte



zwar die vollgültigste Entschuldigung, aber es war einmal heute Helenes schiefer Tag, und fast hätte sich das Brautpaar ein bißchen gezankt, wenn Hans nicht gar so geduldig gewesen wäre.

Aber gerade das hatte sie auch wieder geärgert, denn es war kein Triumph für sie dabei gewesen.

Dann erregte, als sie über die Straße gingen, die Batterie Maßkrüge, die gerade vor ihrer Nase vorbei den Arbeitern auf einem Bau zugetragen wurde, ihr Mißfallen in hohem Grade, sie schimpfte eine ganze Weile über den Teufel Alkohol, trotzdem sie selbst durchaus keine Abstinenzlerin war.

Dann rannte ein kleiner Junge sie an, dessen Ohr sie leider nicht mehr erwischen konnte, und nun erwartete sie mit der bekannten erhabenen Ruhe, was ihr heute noch alles zustoßen würde. Aber beim Mittagessen im Ratskeller fand sich mit dem besten Willen nichts auszusetzen, und gerade das war erst recht ärgerlich, wenn man mit einer gewissen diabolischen Freude schon darauf gerechnet hat.

Nun, dafür kam's hinterher, als man gerade auf dem Max Josephs-Platz eine Automobildroschke zu einer Fahrt nach Schleißheim besteigen wollte. Ein Gewitterschauer brach los, und man flüchtete ins Café Maximilian.

„Ich hab's ja gesagt, Hans — heute ist mein Pechtag! Wer mir heute begegnet —“

„Ich bin dir ja begegnet und bis jetzt ganz gut weggekommen —“

„No, no — keine Scherze! Laß mich lieber!“

Das Café war stark besetzt, auf den Billards rollten die Kugeln, Kellnerinnen und Wassermädel hatten alle Hände voll zu tun. Es war ziemlich finster hinter den vorgebauten Arkaden, da der Regen aus dem schnell heraufgezogenen Gewölk reichlich niederpladderte. Es roch nach Tabak, Kaffee und nassen Kleidern — die ungemütliche Atmosphäre eines zwischen die vier Wände eines Restaurants gebannten Mairegennachmittags. Mit Mühe hatte man ein Plätzchen erwischt, ein rundes Tischchen neben einer längeren, mit Studenten besetzten

Tafel. Die bunten Mützen auf den Köpfen, saßen die jungen Herren beim unschuldigen Tranke Arabiens. Es waren Korpsstudenten.

„Mama, du nimmst —?“ fragte Vater Dorn.

„Einen Eiskaffee — bitte.“

„Du, Lene?“

„Ist mir ganz egal.“ Sie starrte zu den Studenten hinüber, nur um nicht in den Regen hinaussehen zu müssen, der sie ärgerte.

Hans winkte der Kellnerin, Papa Dorn bestellte, und Hans beorderte dann für sich einen „Schwarzen“.

„Schön, Herr Doktor,“ sagte die Kellnerin.

„Was machen wir nun jetzt, Kinder?“ fragte Mama.

„Ich denke, der Regen hört bald auf,“ meinte der alte Herr.

„Aber wir können doch nicht mehr nach Schleißheim fahren — es ist ja alles triefnaß!“

Das sagte natürlich Helene.

„Gehen wir vielleicht ins Nationalmuseum?“

„Das läßt sich hören, lieber Hans,“ sagte der Onkel.

„Es gilt nach dem Baedeker für geradezu unerläßlich,“ stimmte Tante bei.

„Heute ins Nationalmuseum? Einen so schönen Nachmittag opfern? — Ich meine nämlich, es wird schon heller —“

Das war natürlich wieder Helene, die das sagte, obwohl die Finsternis eher noch zunahm.

Das Tablett der Kellnerin schob sich wie ein Friedensengel auf den Tisch, jedes bekam seinen Wunsch erfüllt, das niedliche Wassermädchen stellte frisches Wasser dazu und brachte dann aufmerksam eine Anzahl illustrierter Journale.

Papa Dorn rückte den Klemmer auf die Nase, reichte seiner Frau die „Fliegenden Blätter“, und während

er selbst sich nun die „Jugend“ heraussuchte, musterte Helene stirnrunzelnd ringsum die Gäste. Hans kannte solche Stimmungen schon an ihr, und sie hatte sich immer am schnellsten wiedergefunden, wenn man sie ganz in Ruhe, sie völlig gewähren ließ.

„Bist du hier eigentlich bekannt, Hans?“ fragte plötzlich das junge Mädchen.

„Nein — warum?“

„Die Kellnerin nennt dich doch Herr Doktor.“

„Ach so. Nun, in München heißt jeder, der es vielleicht einmal werden oder schon sein könnte, Herr Doktor. Ich bin's ja leider noch gar nicht.“

„Aber hoffentlich bald.“

„Ja.“

Ein längeres Schweigen folgte wieder.

„Sitzen die jungen Herren jeden Nachmittag hier?“ begann Helene dann wieder.

„Ja — das ist so Brauch.“

„Haben die Leute denn nichts Besseres zu tun? Jetzt ist doch Unterrichtszeit — es ist gleich drei Uhr! Da sollte ich einen Sohn dazwischen haben, den würd' ich auf die Schulbank bringen! Wie widerlich sieht das aus — diese zerschnittenen Gesichter! Und wie der mit der schwarzen Kappe riecht — puh“ — sie blies den Atem lang zwischen den gespitzten Lippen durch und hielt sich die Nase — „der gehört doch nach Hause und nicht zwischen Menschen! Das ist shocking im höchsten Grade. Na, wenn der meiner wäre, so 'n Jüngelchen, der kriegte noch den Stock!“

Eine bezeichnende Handbewegung begleitete diesen Ausdruck, und Helene Dorn schlug ein Bein übers andere und gefiel sich immer mehr in ihrer das deutsche Studententum kritisierenden Weise.

Die Bemühungen, die Hans machte, um sie durch

unauffällige Zeichen zur Dämpfung ihrer Stimme oder zum völligen Schweigen zu bringen, schienen sie nur noch mehr anzuspornen. Ihr war es, als zöge die Genesung heran, und in diesem Redeschwalle müsse alles Gift, das ihr den Tag bisher verärgert hatte, von der Leber herunter.

„No, Hans, laß nur,“ wehrte sie ab, „scheußlich sind diese Beefsteakgesichter! Und damit und mit Biertrinken und mit sonstigen Dummheiten bringen diese Herrchen, die doch erst die Nase in die Welt hinausstecken und trocken hinter den Ohren werden sollten, ihre Zeit hin und das Geld ihrer Eltern durch. Die sollten nur erst eine Ahnung haben, was Geldverdienen heißt — die reinen Tagediebe! Und solche Affereien — die Haare wie die Ponys in der Stirn und die Mütze hinten auf dem Hinterkopf — na, ich habe genug!“

Sie drehte sich plötzlich ostentativ herum und sah auf die Straße hinaus, wo die Leute schon ohne Schirm gingen, und ein erster Sonnenstrahl sich zeigte.

Hans hatte wie auf Kohlen gesessen, aber da seine stummen Mahnungen ohne Erfolg geblieben waren, hatte er sich schweigend gefügt. Denn jedes Wort würde nur Öl ins Feuer gegossen haben, als stelle er sich noch auf seiten derer, die so tief das Mißfallen seiner Braut erregten.

„Ich esse noch ein Eis, Papa.“ Helene wendete sich wieder halb herum.

„Schön, Kind —“ Vater Dorn blickte nur flüchtig auf, die Humoreske, die er gerade las, fesselte ihn ganz.

Hans sah nach der Kellnerin aus. Sie stand schon bei ihm, hatte den einen Schritt vom Nebentisch zu ihm schon gemacht.

„Eine Portion Eis — gemischt,“ bestellte er.

Die Kellnerin flüsterte ihm etwas zu, wenige Worte mit schiefem Blick auf seine Tischgesellschaft.

Hans erhob sich sofort. Nun natürlich, das hatte er



ja kommen sehen. Einer der Studenten forderte ihn — das hatte ja gar nicht ausbleiben können. Sie müßten ja geradezu taub gewesen sein.

Er trat an den Nebentisch. Zwei der Studenten standen auf. Nach wenigen Minuten war Angabe von

Name und Adresse erledigt. Eine Säbelmensur, voraussichtlich eine schwere, würde die Folge sein. Netter Spaß — und das hatte er seiner Braut zu verdanken, ausgerechnet ihr, die die Mensuren und die Schmisse so verabscheute, und der er versprochen hatte, sich nicht wieder zu schlagen! Furcht lag ihm natürlich völlig fern, dazu hatte er doch zu oft auf Mensur gestanden, aber nun sollte er sich noch einmal schlagen im elften Semester, am Schluß des Examens, sich wieder einpauken, wo ihm genug anderes tausendmal näher lag!

Als er zurückkam, kehrte sich Helene, die gerade ihr Eis bekommen hatte, ihm ganz zu, ihr Gesicht war wieder sonnig, entwölkt, wie jetzt draußen der Himmel. Sie streckte ihm die Hand hin, wie mit der stummen Bitte um Verzeihung, daß sie so launisch gewesen sei. „Nun können wir doch noch nach Schleißheim fahren! — Aber was hast du — du siehst so böse aus?"

„Ich — nichts."

„Well, ich war zu launisch heute, ich weiß es — alles ärgerte mich. Es ist mitunter so, aber nie lange — du kennst mich ja. Doch jetzt bin ich wieder vergnügt, da darfst du es mir nicht nachtragen. Du warst doch bis jetzt ganz munter — nun auf einmal?"

Er sah ein Mißtrauen in ihrem Auge aufblitzen; sie warf, ob zufällig oder mit Absicht, einen Blick zu den Studenten hinüber.

Da zwang er sich zu einem Lachen, denn um keinen Preis durfte sie etwas merken. „Zahlen, Fräulein!" rief er.

„Ja, zahlen," sagte der Onkel und nahm den Zwicker von der Nase.

* * *

Wenn Hans sich auch bemühte, gänzlich unbefangen zu sein, es war doch nicht möglich, daß er seine Miß-

stimmung seiner Braut immer gänzlich verbergen konnte. Er war mißgestimmt ganz gegen seine Gewohnheit oder eigentlich besser gesagt geärgert. Zu dumme Geschichte auch! Alle Hände voll hatte er zu tun mit den Vorbereitungen für die beiden letzten Examenstationen, möglichst viel sollte und wollte er sich auch seinen Verwandten widmen — und da kam nun das Einpauken für die alsbald festgesetzte Mensur auf schwere Säbel! Jahrelang des Fechtens entwöhnt, konnte er sich doch nicht einfach abstechen lassen! Im Gegenteil — er war seinerzeit ein guter Schläger gewesen und wollte auch jetzt seinen Mann stehen. Indes ärgerlich blieb die Sache doch, und daß er gegen seine Braut, die Ursache des Ganzen, zeitweise einen gewissen Groll hegte, war ihm wohl kaum zu verdenken. Ihretwegen mußte er sich schlagen, und ihretwegen sollte er es auch wiederum nicht tun, da er ihr versprochen hatte, sich keine neuen Schmisse zuzulegen! Mitunter wünschte er geradezu, noch einen recht festen Renommierschmiß dazu zu erhalten — sie mochte sich dann damit abfinden, es sollte ihre Strafe sein!

Helene Dorn aber hätte kein so kluges Weib sein müssen, wie sie war, wenn sie nicht tiefer in Hans hineingesehen hätte, als dieser vermuten konnte. Trotz besten Willens segelte er oft einen Strich nach schlecht Wetter und leugnete es auf Fragen ab. Ableugnen aber einer offenbaren Tatsache macht stets verdächtig, da dann ein Grund vorliegen muß, den man nicht enthüllen will. Helene dachte nach, seit wann er so war. Sie kam bald auf den Freitagnachmittag im Café Maximilian. Ja, da war sie vorlaut gewesen, wenn auch in gerechter Entrüstung. Hatte sie Hans wirklich so schwer damit gekränkt, der es ja einst doch auch so gemacht hatte? O nein, das glaubte sie nicht.

Aber hatte nicht die Kellnerin Hans etwas zugeflüstert und war er nicht gleich darauf aufgestanden, an den Nebentisch zu den Studenten getreten und in schlechter Laune zurückgekehrt? Da hatte es angefangen — richtig! Sie ließ nicht locker, bis sie ihrem Verlobten das Geheimnis entlockt hatte.

„Nun weißt du's, Kind," sagte er, „und nun ist's gut."

Sie saß da und biß sich auf die Unterlippe. Es war im Frühstückszimmer des Hotels. Der Onkel hatte die Tante zu einem Zahnarzt begleitet, und jetzt wartete das Brautpaar auf seine Rückkehr.

„Nein — nun ist's nicht gut," sagte sie.

„Liebe Helene, da läßt sich nichts ändern. Der Stein ist im Rollen und muß den ganzen Berg hinunter."

„Wie kommst du dazu, dich für etwas zu schlagen, was du gar nicht gesagt hast?"

„Es ist doch selbstverständlich, daß der Herr für die Dame eintritt. Von deinem Vater aber ist's doch nicht zu verlangen — das würde ich auch nie zugeben."

„Zu dumme Gebräuche! Ist es denn sehr gefährlich?"

Er lachte. „Das nicht, aber eine oder ein paar der von dir so geliebten „Narben" können schon hinzukommen."

„Und das sagst du so leichthin! Nein, Hans, du darfst dich nicht schlagen!" Sie legte sich aufs Bitten, aufs Schmeicheln, aufs Flehen, denn sie fürchtete für ihn.

Er blieb aber unerbittlich, mußte es bleiben.

Endlich fragte sie: „Aus Liebe zu mir willst du mir nicht einmal deine paar bunten Bänder opfern?"

„In Ehren habe ich sie erworben, bisher getragen und —"

„So sind sie dir mehr wert als ich, als meine Angst um dich?“

„Helene!“

„Du willst nicht?“

„Ich kann nicht.“

Da setzte sie sich plötzlich zurück, ihr Wesen veränderte sich. „Es ist gut. Wenn denn durchaus wegen meiner Äußerungen ein Duell stattfinden muß, so bin ich doch ohne Frage selbst diejenige, die es auszufechten hat. Bitte, laß deine ungläubigen oder mitleidigen Mienen! Es ist mein Ernst, und hier stelle ich mich ganz und gar auf den Standpunkt der Amerikanerin, die selbständig ist, deren Wille anerkannt und geachtet zu werden beansprucht. Mit dem Säbel verstehe ich natürlich nicht umzugehen, das wird auch keiner von mir verlangen, aber jenes Herrchen, das sich durch mich beleidigt gefühlt hat, wird es wohl nicht verweigern, mir mit der Pistole gegenüberzutreten.“

„Helene!“

„Bitte, bitte —“

Er sah, wie ernst es ihr war, und er konnte es doch nicht ernst nehmen, es war ja der helle Unsinn, was sie vorhatte. Er versuchte es im Ernst, dann im Scherz, sie umzustimmen, sie zu veranlassen, sich in das einmal Unvermeidliche zu fügen, aber er fand wohl den rechten Ton nicht, oder es gab hier überhaupt keinen rechten Ton. Zuletzt erklärte er, da ihre Hartnäckigkeit ihn ärgerte: „Versuch's meinetwegen, aber du kennst jenen Herrn ja gar nicht, weißt gar nicht, wer es ist.“

„Ich werde ihn zu finden wissen. Wenn ich etwas will — dann geschieht es.“

„Einfach unmöglich ist die ganze Sache!“

„Wir werden ja sehen.“

Onkel und Tante kamen zurück, das Brautpaar mußte die Unterhaltung abbrechen. Aber beide waren damit zufrieden: er, daß er nun kein Geheimnis mehr vor ihr hatte und die Sache mit ruhigem Herzen durchführen konnte, sie, weil sie den Männern einmal zeigen wollte, daß Frauen auch in ungewöhnlichen Lebenslagen ihnen gewachsen sein können.

* * *

„Herr Doktor, a Frauenzimmer is drauß'n."

„Immer 'rein damit!" Der zweite Chargierte der Saxo-Thuringia schlug mit dem Spazierstock eine Quart durch die Luft, denn er war gerade im Begriff, zu einem Bummel wegzugehen. Die Mütze saß schon auf dem Kopf.

„Aber, Herr Doktor" — die Wirtin blieb noch stehen — „'s is a fein's Fräul'n —"

„Alle Wetter!" Der Student sah sich blitzschnell im Zimmer um, ob's nichts zu verstecken gebe. „Lassen Sie die Dame nur eintreten, Frau Mittermeier," sagte er dann, setzte die Mütze ab und strich sich übers noch sehr bescheidene blonde Bärtchen.

Seidene Kleider rauschten, der Student reckte seine schlanke Gestalt, strich noch einmal über sein Jakett — zweifellos, das war eine feine Dame und noch dazu eine junge Dame und eine sehr hübsche Dame. Wo hatte er die doch gleich schon gesehen?

Helene Dorn benahm sich sehr korrekt. „Herr v. Hann?"

„Gewiß — was verschafft mir die Ehre?"

„Helene Dorn heiße ich und komme wegen Ihres Duells mit meinem Verlobten und Vetter Hans v. Iwers —"

„Ah —" der Student konnte einen Ausruf der

Überraschung nicht unterdrücken. Richtig, das war ja die Dame, die sich vor einigen Tagen im Café Maxi-



milian so liebenswürdig geäußert hatte und wegen der er mit einer Säbelmensur hing. Hier sollte also „ge-

kniffen" werden. Er wurde sehr förmlich: „Darf ich bitten, Platz zu nehmen?" Er rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich selbst, nachdem die Dame Platz genommen hatte.

„Es liegt hier ein Mißverständnis vor," fuhr Helene fort, „insofern Herr v. Jwers bei der ganzen Sache durchaus unbeteiligt ist."

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste, wenn ich mir erlaube zu widersprechen. Es ist doch nur selbstverständlich, daß Herr v. Jwers für eine Dame eintritt, in deren Gesellschaft er sich befindet, noch dazu, wenn diese Dame seine Braut ist."

„Das finde ich durchaus nicht selbstverständlich — und besonders deshalb nicht, da ich als Amerikanerin gewohnt bin, für mich selbst einzutreten."

Der Student verbeugte sich leicht.

„Ich weiß," fuhr Helene fort, „Sie fühlen sich beleidigt durch mich; die Kellnerin im Café, bei der ich mich nach Ihrem Namen und Ihrer Wohnung erkundigt habe, sagte mir, sie habe meinen Verlobten zu Ihnen bitten müssen — ich bin nicht blind und taub und habe alles herausbekommen. Also Sie fühlen sich durch mich beleidigt — well, ich war in gerechter Entrüstung, hatte meinen Vetter bereits interpelliert wegen seiner Narben und seiner verbummelten Zeit, denn er könnte längst selbständig sein, wenn — doch das gehört nicht hierher."

„Bitte, meine Gnädigste, wollen Sie nur weitersprechen" — es klang fraglos etwas spöttisch.

Das trieb zu ihrer sehr erklärlichen Erregung noch ein wenig Galle auf. Ihre bis dahin blassen Wangen röteten sich, und die Augen bekamen blitzendes Feuer.

„Ich werde mich kurz fassen, mein Herr," entgegnete sie, „da nun einmal, wie Herr v. Jwers mir sagte, nach

Ihren Gepflogenheiten ein Duell unvermeidlich ist, so —"

„Allerdings."

„So werden Sie, wenn ich Ihnen dies zugebe, nicht umhin können, auch mir zuzugeben, daß ich das Recht habe, mein eigener Vertreter zu sein. Ich werde also mich selbst mit Ihnen duellieren. Mit Säbeln können wir uns natürlich nicht schlagen, ich fordere Sie also auf Pistolen."

Der Student war sprachlos, ihm wollte das Ganze jetzt als ein unziemlicher Scherz erscheinen, denn an das Kneifen eines alten Korpsburschen hatte er doch nur einen Augenblick denken können. Allein er las den Ernst im Gesichte seiner Besucherin, das ihm schon im Café so interessant gewesen war und jetzt doppelt anziehend erschien. Wenn sein Gegner eine so gute Klinge führte, wie er Geschmack hatte, würden es flotte Gänge werden.

Er reckte sich unwillkürlich auf und entgegnete: „Mein gnädiges Fräulein, so schwer es mir auch wird, einer Dame etwas abzuschlagen, in diesem Falle muß ich Ihnen doch sagen, daß Ihr Verlangen ein unmögliches ist."

Helene Dorn fuhr auf. „Bin ich Ihnen vielleicht nicht gut genug?"

„Aber ich bitte sehr — nur —"

„Nun also," unterbrach sie ihn, „wenn Sie sich nicht vor meiner Pistole fürchten, werden wir uns wiedersehen. Bitte, veranlassen Sie das weitere. Hier meine Adresse." Sie legte ihre Karte auf den Tisch. Sie hatte sich alles genau überlegt. „Ich bitte mir zu schreiben, ich werde pünktlich zur Stelle sein."

Sie erhob sich.

Dem Studenten wurde es recht unbehaglich zu Mut.

„Aber, meine Gnädigste, wir schlagen uns doch nicht mit Damen —“

„Und Sie fühlen sich doch durch Damen beleidigt und sitzen doch mit ihnen auf derselben Bank in der Universität. Ich habe selbst in Amerika die Universität besucht.“

„Ich zweifle nicht, aber —“

„Ich bitte dringend, mich nicht als ein Wesen niederen Grades zu betrachten, Herr v. Hann. Und das sage ich Ihnen, Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen sich mit mir schießen, wenn anders Sie nicht völlig auf ein Duell in dieser Angelegenheit verzichten wollen.“

„Das liegt weder in meiner Macht noch in meinem Willen.“

„Ich habe es meinem Bräutigam ernstlichst untersagt, Ihnen gegenüber für mich einzutreten, denn er hat kein Recht dazu. Tut er es doch, so ist's aus zwischen ihm und mir, Sie aber entgehen meiner Pistole deshalb doch nicht. Ich werde Sie zu finden wissen, wo Sie sich auch verstecken mögen, und ich will sehen, ob Sie den traurigen Mut besitzen, auf die Wiederherstellung Ihrer Ehre, wie Sie es nennen, Auge in Auge der Beleidigerin gegenüber zu verzichten.“

Mit einem stolzen Kopfnicken rauschte sie zur Tür hinaus.

Etwas verdutzt blieb der Student zurück. So etwas war ihm doch noch nicht vorgekommen. Unglaublich!

„Ach was!“ brummte er nach einer Weile, griff ärgerlich nach der Mütze, die er recht weit in den Nacken schob, und zum silberbeschlagenen Spazierstock und ging zum Bummel nach der Theatinerstraße.

* * *

Im Korps war große Aufregung, als er von dem Besuch der jungen Amerikanerin erzählte. So ohne weiteres konnte man darüber doch nicht zur Tagesordnung übergehen. Denn wie Hann das Auftreten der jungen Dame schilderte, so waren bei ihrer Energie höchst unliebsame Zwischenfälle, die betrübend oder lächerlich, je nachdem, auslaufen und für alle Beteiligten durchaus nicht angenehm sein konnten, keineswegs ausgeschlossen.

Man trug also die Sache in einer gemeinsamen Sitzung sämtlicher Korps vor und konnte sich dort lange nicht einigen, ob man die Dame einfach ignorieren und die Mensur den gewohnten Gang gehen lassen solle, oder ob man besser täte, sich wenigstens mit Iwers ins Einvernehmen zu setzen, damit er dafür sorge, daß jede Störung des regelrechten Verlaufs der Mensur vermieden werde.

In der Sitzung war gerade ein „alter Herr" anwesend, längst in Amt und Würden, ordentlicher Professor der Universität, berühmter Chirurg, der kannte Iwers, welcher zu seinen Schülern zählte, und er kannte auch dessen Braut, wenn auch nur vom Sehen.

„Meine Herren," sprach der, „hören Sie, bitte, meine beratende Stimme. Von unserem Standpunkt aus waren die Äußerungen der jungen Dame entschieden herausfordernd, von ihrem aber hatte sie hinwiederum nicht ganz unrecht; sie schätzt eben fleißige junge Männer, die hat sie in Amerika kennen gelernt. Wie sie sich mit dem guten Iwers abfindet, ist auch ihre Sache, beweist aber, daß sie entschieden im Herzen nicht so extrem denkt, wie ihr schöner Mund gesprochen hat. Von einem Duell mit der jungen Dame kann ja keine Rede sein. Aber das ist eine Angelegenheit, die man verschieden auffassen kann, und da ich kaum

glaube, daß unser Korpsbruder Hann durchaus auf diese Mensur versessen ist, und Iwers wohl erst recht nicht, so meine ich, daß sich ein gütliches Arrangement treffen ließe. Es wäre doch betrübend, wenn sich ein unritterliches Vorgehen gegen eine Dame nötig machen sollte, und Sie könnten in eine Lage kommen, meine Herren, in der wenig Ehre zu gewinnen ist. Also wenn es für recht befunden wird, werde ich noch einmal mit Iwers reden. Am besten würde es meines Erachtens sein, wir fänden einen heiteren, humorvollen Abschluß — glücklicher Humor zur rechten Zeit hat schon manchem Speer die Spitze abgebrochen."

Nach längerer Debatte stimmte man ihm bei.

Er sprach also bei nächster Gelegenheit mit Hans v. Iwers, und dieser fand sich auf sein Zureden schließlich bereit, sein Bedauern über den Vorfall auszusprechen, womit man die Sache als erledigt betrachten zu können erklärte.

Es kam Iwers nicht leicht an, aber er tat es seiner Braut zuliebe; nur sprach er den Wunsch aus, daß auch ihr gegenüber die Angelegenheit in passender Form beigelegt werde. Solange dies nicht geschehen sei, solle das Pistolenduell zwischen ihr und Herrn v. Hann in ihren Augen noch als zu Recht bestehend gelten.

Man beschloß also, die Angelegenheit in solenner Korpskneipe, zu der man auch die mutige Amerikanerin einladen wollte, auf irgend eine Weise, die sich schon finden werde, aus der Welt zu schaffen.

So überbrachte Iwers denn seiner Braut in sehr ernstem Tone die Mitteilung, daß ihr Pistolenduell am Montag, früh um acht Uhr, im Walde beim Aumeister stattfinden würde. Die Herren hätten sich selbstverständlich mit ihm in Verbindung gesetzt. Jeden Vorwurf wolle er ihr ersparen, denn wenn sie selbst für

ihre Ehre einzutreten fest entschlossen sei, so könne und dürfe er ihr nach studentischer Ehrensatzung nicht entgegen sein. Es sei ihm noch gelungen, möglichst leichte Bedingungen zu erzielen: glatte Pistolen, ohne Visier, zwanzig Schritte Barriere, einmaliger Kugelwechsel. „Ritzt er dir aber auch nur die Haut," setzte er hinzu, „so fordere ich ihn auf schwere Säbel bis zur Kampfunfähigkeit, das schwöre ich dir" — er erhob feierlich die Hand — „und dann muß er mir zur Strecke."

Eine Weile war sie doch etwas kleinlaut, nun es Ernst ward, doch dann fand sie ihre gute Stimmung wieder. „Ich kann schießen," sprach sie, wie ihm und auch sich zum Trost, „und werde meinen Mann stellen."

„Und noch eines," sagte er dann, „wir müssen heute abend auf die offizielle Korpskneipe — das ist so Usus, daß zwei Gegner sich vorher noch einmal friedlich begegnen."

* * *

Entzückend sah Helene Dorn aus, als sie am Abend am Arm ihres Bräutigams den festlich erleuchteten Kneipsaal betrat.*) Alles erhob sich an der Tafel, die Vorstellung erfolgte. Helene erhielt ihren Platz, vor dem ein herrlicher Rosenstrauß lag, zwischen Iwers und ihrem Gegner, Herrn v. Hann; ihr gegenüber saß der joviale Professor, der die Friedensverhandlungen eingeleitet hatte.

Erst war Helene etwas befangen als einzige Dame unter so vielen Herren, dann aber fühlte sie sich doch bald geehrt und gehoben in dieser Runde fröhlicher junger Gesichter. Die Kneipjacken, verschnürt wie Husarenattilas, und die bunten Mützen gefielen ihr,

*) Siehe das Titelbild.

und die Schmisse erschienen ihr plötzlich doch recht forsch und männlich.

Jetzt klappten die Schläger auf den Tisch, ein mächtiger „Cantus stieg". Hans mußte ihr alles erklären oder auch Herr v. Hann, gegen den sie anfangs zurückhaltend gewesen war, eine Stimmung, die aber mehr und mehr wich.

Darauf begrüßte der erste Chargierte die Gäste in liebenswürdiger Rede. Hans erwiderte kurz, markig. Ihr selbst wurde zugetrunken, bald von hier, bald von da, sie lernte schnell die rechte Antwort, trank in Erwiderung zwar nur kleine Schlucke, aber sie trank doch, und viel Spaß bereitete ihr der „Salamander", der auf der langen Tafel rasselnd gerieben wurde. Wacker rasselte ihr Krug mit. Ihr Gesicht strahlte.

Dann hing ein Bierjunge zwischen zwei Füchsen. Helene wurde gebeten, das Amt des Unparteiischen zu übernehmen. Sie kam sich sehr wichtig vor. Herr v. Hann unterstützte sie, sie maß die „Waffen", reichte die Gläser hin, kommandierte ganz kühn, und dann erklärte sie lachend den hübscheren der beiden Paukanten für den Sieger.

Wieder wurde gesungen, lustig glitt das Lied dahin wie ein Nachen auf weichen Wellen. Helene amüsierte sich immer vortrefflicher, ihre Wangen glühten.

„Prosit, Hann — aufs Spezielle!" klang es, als das Lied verhallte. Von allen Seiten wurde dem zweiten Chargierten zugetrunken.

Helene sah ihren Gegner von der Seite an; er war auch so ein frischer, hübscher junger Mensch trotz der tiefen Quart, die sich quer über seine Wange zog, er hatte wohl auch eine Braut. Wenn sie ihn nun totschoß!

Sie dachte es, und unwillkürlich hob sie auch den Krug: „Prosit, Herr v. Hann!"

„Gnädiges Fräulein, welche Ehre!“ Und er neigte seinen Krug gegen den ihren.

„Es tut mir eigentlich leid,“ begann sie, „daß wir —“



Aber weiter kam sie nicht, denn der Professor gegenüber hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.

„Halt, meine Gnädigste!“ rief er. „Sie erlauben gütigst, aber das Duell ist jetzt beigelegt.“

„Wieso?“ fragte sie verdutzt.

„Weil Sie soeben die reizendste Revokation aus-

gesprochen haben, die es geben kann. Sie haben erklärt, daß es Ihnen leid tut, und mehr kann niemand verlangen."

„So meinte ich's ja aber gar nicht," wehrte sie sich.

„Ja, das kannst du jetzt nicht mehr sagen," nahm Hans, der sofort einsprang, das Wort. „Du hast revoziert, jetzt ist's vorbei mit der Mensur."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß. Das ist immer so."

„Ja, meine Gnädigste, so leid es mir tut —"

„Nun tut's dem Hann auch leid!" riefen die Nachbarn.

„Ja, es hätte mir wirklich leid getan, wenn ich Sie totgeschossen hätte," versicherte Helene. „Ich schieße nämlich sehr gut. — Doch wenn's jetzt wirklich vorbei ist mit der Mensur, so wollen wir uns eben wieder vertragen!"

„In der Tat, das könnten wir!" Er streckte ihr die Hand hin, und sie legte mit festem Druck die ihre hinein.

„Den Versöhnungskuß aber gebe ich," rief da Hans v. Iwers, drehte seine Braut flugs bei beiden Schultern herum. „Bravo, Schatz!" sprach er und küßte sie auf den roten, lachenden Mund — wohl der erste Kuß, der in einem Korpshaus bei offizieller Kneiptafel gegeben worden ist.





Holländische Bilder.

Reiseplauderei von Al. Cormans.



Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wie oft wir auch in den Museen bewundernd vor den prächtigen Landschaftsbildern oder den gemalten Schilderungen aus dem Volksleben verweilt haben mögen, mit denen die großen holländischen Meister der Vergangenheit uns beschenkten, selten nur wird sich in einem von uns dabei der Wunsch geregt haben, das Land und das Volk, dem jene Künstler ihre Vorwürfe entnahmen, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Denn von landschaftlichen Reizen, denen zuliebe wir heutzutage weite Reisen unternehmen, vermag der flache niederländische Küstenstrich dem Besucher kaum einen einzigen zu bieten.

Schaudernd erfahren wir aus den Erzählungen eiliger Touristen von einem Lande unter ewig bewölktem, regenschwangerem Himmel, einer unübersehbaren, trostlosen Ebene, die von unsäglich langweiligen, endlosen, schnurgeraden Kanälen durchzogen ist und dem Auge keine anderen Ruhepunkte darbietet als eine Unzahl gleichgestalteter Windmühlen; von einer schweigsamen, unzugänglichen Bevölkerung ohne Beweglichkeit und Anmut, von phlegmatisch dreinschauenden Männern, schwerfälligen, häßlich gekleideten Frauen und jungen Mädchen in riesigen, plumpen Holzschuhen.

Es ist ja einiges Wahre an diesen abschreckenden Schilderungen, das läßt sich nicht leugnen — nur daß

die nämlichen Dinge bei etwas aufmerksamerer und liebevollerer Betrachtung ein ganz anderes Gesicht erhalten. Von der Eisenbahn oder der Bahnhofrestau-

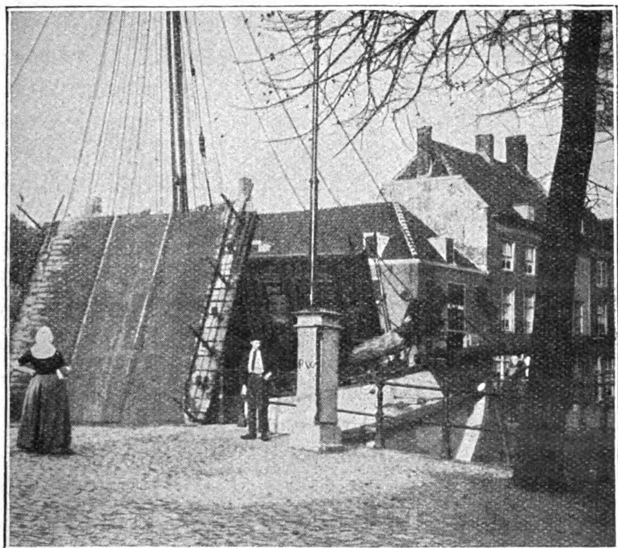


Straße in Middelburg.

ration aus gesehen, ist Holland in der Tat ein recht einförmiges Land, dem man am liebsten mit aller nur möglichen Beschleunigung wieder entfliehen möchte, bei näherer Bekanntschaft aber offenbart es uns gar

mancherlei besondere Schönheiten, nach denen wir anderswo vergebens Umschau halten würden.

Ein strahlender, lichtblauer Himmel gehört hier, in der Nachbarschaft des Meeres, allerdings zu den Seltenheiten, aber wir dürfen uns dafür an so seltsamen



Eine Zugbrücke.

und großartigen Wolkenbildungen erfreuen, wie sie uns auf den Bildern eines Ruisdael und eines Teniers so oft entzückt haben. Für ein künstlerisch empfängliches Auge ist der holländische Himmel eigentlich kaum jemals langweilig. Er hat zu jeder Jahreszeit und zu jeder Stunde des Tages seine besonderen Stimmungen gleich der scheinbar so monotonen Landschaft, über der er sich wölbt. Es ist durchaus nicht immer eine melancholische, sondern oft auch eine recht lustige Stimmung

mit den buntesten Farben und den bizarrsten Formen, die uns den Mangel an üppiger Vegetation und wechselvoller Bodengestaltung kaum noch empfinden lassen. Selbst die langweiligen Kanäle haben ihre poetischen Augenblicke, wenn die Abendsonne sie mit blutroten oder goldig funkelnden Lichtern überstreut, wenn langsam und feierlich wie majestätisch dahingleitende Schwäne die Segelkähne auf ihnen daherkommen oder ein Schwarm buntgefiederter Enten über ihren stillen Spiegel streicht.

Und die Städte mit ihren Bewohnern! Sie scheinen heute noch dieselben zu sein wie zu den Zeiten eines Adrian Ostade, und unsere Maler wissen recht wohl, warum sie gar gerne die eine oder die andere von ihnen aufsuchen, obwohl die dankbaren Motive da nicht so auffällig für jedermann zu Tage liegen wie in einem italienischen Bergnest oder in Rothenburg ob der Tauber.

Sie sind arm an architektonischen Schönheiten, diese mittleren und kleineren holländischen Städte, das muß ohne weiteres zugegeben werden; ihre Straßenbilder sind von großer Gleichförmigkeit, und ihre Wohnhäuser streben nicht gigantisch himmelan, sondern wachsen nur ausnahmsweise über ein einziges Stockwerk hinaus; aber jedem dieser Häuschen haftet, wenn man's nur genau betrachtet, etwas ganz Eigenes, etwas sozusagen Persönliches an, denn jedes ist ein echtes und rechtes „Heim“, darinnen Generationen desselben Geschlechts erblühen und welken, keine Mietswohnung, an deren Tür alljährlich ein anderer Name zu lesen ist.

Wenn der Holländer einen Stolz hat, so ist es der auf sein Haus, und keiner scheint so arm, daß er sein Haupt nicht unter dem eigenen Dache zum Schlummer legen könnte. Diesem Hause und seiner Erhaltung aber

gilt auch seine Sorgfalt vor allen anderen Dingen. Wann auch immer der Fremde die Straßen eines holländischen Städtchens durchwandern mag, immer wird er da und dort eine eifrige Hausfrau mit der Säuberung ihres Heims beschäftigt finden, mag es auch für kein anderes Auge als für das ihrige solcher Reinigung bedürftig scheinen. Und sie machen sich's dabei keineswegs leicht, die holländischen Damen. Vom Dachfirst bis zum Straßenpflasterhinunter wird alles gewaschen und geputzt, blank gerieben und abgekratzt, als gelte es, auch dem winzigsten Fleckchen und Stäubchen den Garaus zu machen. Alles, was man sich draußen von der berühmten holländischen Sauberkeit erzählt, bleibt noch um ein beträchtliches hinter der Wirklichkeit zurück, und zwar nicht nur in Bezug auf das Äußere der Häuser, sondern auch hinsichtlich ihrer inneren Be-



Beim Hauswaschen.

schaffenheit, die gerade um dieser peinlichen Reinlichkeit willen selbst in der bescheidensten Behausung den Schein der Wohlhabenheit und des Behagens hat.

Die hübschen Momentbilder, die wir unseren Lesern vorführen, sind in den Straßen von Middelburg, der



Private Straßenreinigung.

Hauptstadt von Seeland auf der Insel Walcheren, aufgenommen worden. Getreulich spiegeln sie die Eigenart der holländischen Bevölkerung wider. Dieselben Gestalten und dieselben Situationen würde unser Momentphotograph auch in jedem anderen holländischen Städtchen angetroffen haben.

Middelburg hat einen halb städtischen, halb ländlichen Charakter, wie sich die Unterschiede zwischen

Stadt- und Landbevölkerung in Seeland fast ganz verwischen. Hier wie überall ist es die bis aufs äußerste getriebene Sauberkeit, die uns als besonders charakteristisch zuerst in die Augen springt. Sie offenbart sich sowohl in dem Aussehen der Straßen, wie in der äußeren Erscheinung der wenigen Menschen, die uns in ihnen begegnen.



Milchverkäuferin.

Der Holländer liebt es nicht, herumzubummeln, er fühlt sich am behaglichsten in seinen vier Wänden, und sein Bedürfnis nach Unterhaltung ist gering. So leer wie auf unserem Bilde, das als einzige Staffage eine nachdenkliche junge Mutter mit ihrem sorgfältig eingewickelten Söhnchen zeigt (S. 84), sind die Straßen von Middelburg fast zu allen Zeiten des Tages, und es bedeutet darum auch nicht gerade eine einschneidende Verkehrsstockung, wenn eine der über die unvermeidlichen Kanäle führenden Zugbrücken für die Dauer eines Viertelstündchens aufgezogen werden muß, um einem oder mehreren hochbeladenen Kähnen die Durchfahrt zu er-

möglichen. Wer just die Absicht hatte, an das jenseitige Ufer des Kanals zu gelangen, als das Ereignis eintrat, der wartet schweigend und ohne das leiseste Anzeichen von Ungeduld, bis den Bedürfnissen der Schiffahrt Genüge geschehen ist und die Klappen der Brücke sich wieder geschlossen haben.



Auf dem Markte.

Eine der häufigsten Erscheinungen auf der Straße sind die jugendlichen Milchverkäuferinnen mit ihren blauen oder grünen blitzsauberen Eimern, die an einem über die Schultern gelegten Tragholz hängen. Sie sind selten von besonderer Schönheit, ihre weiten Röcke und die riesigen Holzschuhe, deren monotones Geklapper zumeist das einzige auf den Straßen vernehmbare Geräusch ausmacht, sind wenig danach angetan, die Reize, die ihnen Mutter Natur möglicherweise verliehen, in ein günstiges Licht zu setzen.

Aber sie haben fast immer eine wunderhübsche Gesichtsfarbe, die von allen Frauen und Mädchen nackt getragenen Arme sind wohlgeformt, und es fehlt



Heimkehr vom Markte.

keineswegs an allerliebsten Gesichtern, die gar anmutig und schelmisch zu lächeln verstehen.

Etwas lebhafter pflegt es in Middelburg an den Markttagen zuzugehen, wenn auch selbst an diesen Tagen nichts von dem Lärm und von dem lebhaften Treiben wahrzunehmen ist, die man sich anderswo als von einem Markttage unzertrennlich vorstellen mag.

Es gibt in Seeland sehr wenig Ackerbau und keine irgendwie nennenswerte Industrie. Darum beschränkt sich der Warenverkehr an den Markttagen auf den Handel mit Butter, Käse, Rüben, Kartoffeln und Ton-



Ein Plauderviertelstündchen.

waren. Er wird keineswegs mit übergroßer Lebhaftigkeit betrieben. Die Meier und Meierinnen, die ihre Erzeugnisse auf Planwagen oder Schubkarren zur Stadt gebracht haben, halten es nicht für nötig, eine große Beredsamkeit aufzubieten, um sie an den Mann oder

die Frau zu bringen. Zwischen Verkäufer und Käufer wird kein überflüssiges Wort gewechselt, von Dingen und Feilschen ist kaum die Rede, und das Gesicht einer Bäuerin verändert seinen gleichmütigen Ausdruck nicht



Ein Achtzigjähriger.

im mindesten, wenn sie stundenlang vergeblich auf einen Liebhaber für ihre goldgelbe Butter, ihren zarten, lieblich duftenden Käse oder ihre bis zu gigantischer Größe gediehenen Rüben warten muß.

Die Middelburger Hausfrauen aber, die bei aller holländischen Rassenbesonderheit am Ende doch ihre

Evasnatur nicht ganz verleugnen können, finden sich an solchen Markttagen wohl in einem traulichen Winkel zu einem Plauderviertelstündchen zusammen, bei dem



Ein Augenblicksbild von der Bahnstation.

indessen das Bächlein der Rede viel spärlicher fließt, als wir es in deutschen Landen bei solcher Gelegenheit plätschern hören.

Als die vollkommenste Verkörperung der Gemüts-

ruhe und gelassenen Bedächtigkeit erscheinen uns die Herren der Schöpfung auf holländischer Erde.



Junge Mädchen von Volendam am Zuidersee.

Namentlich die älteren von ihnen muten uns in ihren kurzen Jacken, ihren oft wahrhaft ungeheuerlichen

Beinkleidern, ihren nach dem Modell „Kochtopf" geformten Kopfbedeckungen und ihrem sonderbar geschnittenen Haupthaar wie Gestalten aus längst vergessenen Zeiten an. Unter diesen Alten finden sich die prächtigsten Charakterköpfe. Sie sind merkwürdigerweise fast alle von einer sehnigen, kräftigen Magerkeit, während es unter den jüngeren Männern viel mehr wohlbeleibte als schmächtige gibt. Man begegnet da sehr häufig Gestalten, die um ihrer Fleischmassen willen recht wohl auf einem Rubensschen Bilde figurieren könnten, und auch um Modelle für seine üppigen Nymphen und Göttinnen würde der große Niederländer auch heute kaum in Verlegenheit kommen.

Ganz verfehlt wäre es indessen, wenn man aus der behäbigen äußeren Erscheinung, aus der unerschütterlichen Ruhe und der Wortkargheit der Holländer den Schluß ziehen wollte, daß sie an Intelligenz hinter den lebhafteren europäischen Rassen zurückstehen. Ihre geistigen Interessen sind vielmehr sehr mannigfaltig, und wenn sie in Wirklichkeit etwas weniger lesen und studieren sollten, so verfügen sie dafür ihrer ganzen Veranlagung nach über die Fähigkeit, das einmal Gelernte als ein unverlierbares Besitztum in sich aufzunehmen und es bei passender Gelegenheit trefflich zu verwenden. Sie sind sparsam und anspruchslos, keine allzu hitzigen Arbeiter, aber Freunde einer wohlgeordneten, methodischen Tätigkeit, die niemals an unfruchtbare und uneinträgliche Dinge gewendet wird, und darum fast immer die besten Früchte trägt.

Dem Luxus sind sie im allgemeinen abhold, und ihre Lebensweise ist durchschnittlich frei von allen Ausschweifungen. Bei manchen Gelegenheiten, wie namentlich bei der Verheiratung ihrer Töchter, lieben sie es indessen, einen gewissen Pomp zu entfalten, und ein-



Hoffnungsvolle Jugend.

mal im Jahre, bei der gewöhnlich über drei Tage ausgedehnten Kirmes, scheint sich in manchen Gegenden ihre Natur vorübergehend auf eine recht merkwürdige Weise zu verändern. Wer die holländische Bevölkerung nur nach dem beurteilen wollte, was er etwa zufällig bei Gelegenheit einer Kirmes von ihr gesehen hat, der würde zu sehr irrigen Schlüssen gelangen, denn die mehr als lebhaften Szenen, an denen bei solchen Gelegenheiten leider kein Mangel ist, bleiben in der Tat mit verschwindend wenigen Ausnahmen auf diese drei Tage beschränkt.

Erschütternde Liebestragödien gehören in Holland zu den allerseltensten Dingen, und Romeo und Julia würden sich gewiß wesentlich anders benommen haben, wenn ihre Wiege auf Walcheren oder am Zuidersee gestanden hätte. Der junge Holländer verliebt sich in der Regel erst dann, wenn er auch in der Lage ist, einen eigenen Hausstand zu gründen. Vielleicht ist der Umstand, daß Milch, Butter und Käse einen Hauptbestandteil ihrer Nahrung ausmachen, die Ursache, daß auch die jungen Damen ganz und gar keine Veranlagung dafür haben, sich in sehnsüchtiger Liebe zu verzehren oder gar unüberlegte Handlungen flammender Leidenschaft zu begehen. Sie pflegen geduldig des Jünglings zu warten, der berufen ist, ihre wenig ausschweifenden Glücksträume zur Wirklichkeit zu machen, und ihre Hauptsorge gilt sicherlich mehr der rechtzeitigen Beschaffung des Schmuckes, ohne den eine Braut nach holländischen Begriffen eine gar klägliche Rolle spielen würde, und der in der Hauptsache aus einem goldgestickten Häubchen, einer Korallenhalskette und jenen oft sehr fein gearbeiteten Zieraten aus Silber- oder Goldfiligran besteht, die immerdar eine Besonderheit der holländischen Goldschmiedekunst ausgemacht haben.

Die Hochzeitsfestlichkeiten aber pflegen, wie schon erwähnt, sehr glänzend zu sein, wenn auch die Verschwendung nicht mehr so arg ist, daß es, wie in früheren Zeiten, besonderer Gesetze bedürfte, durch die der Höchstpreis des Mahles, die Zahl der Gäste und der Wert der Geschenke geregelt wird.

Nach der alten Regel, daß die Jungen zwitschern, wie die Alten sungen, verleugnet auch die heranwachsende Generation schon in früher Jugend ihre Rasseneigentümlichkeiten nicht. Diese pausbäckigen Buben und Mädel sind von einer Ruhe, Schweigsamkeit und Bedächtigkeit, die sich ähnlich vielleicht nur bei den Kindern der Japaner findet. Aber sie sind fast ausnahmslos sehr niedlich mit ihren frischen, rosigen Farben und ihren treuherzigen blauen Augen, und die Fröhlichkeit ihres Kindergemüts ist sicherlich darum nicht geringer, weil sie ihr auf weniger geräuschvolle Weise Ausdruck zu geben pflegen als ihre Altersgenossen in anderen Ländern.

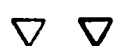
Wer sie jemals in langer Reihe Hand in Hand durch die Straßen dahertrotten sah, schweigsam und lächelnd, ohne jeden anderen Lärm als den, der durch das Geklapper ihrer Holzschuhe auf dem Pflaster hervorgerufen wird, in dieselben kurzen Jacken und dieselben abenteuerlich weiten Hosen gekleidet, die auch von den Erwachsenen getragen werden, der wird den liebenswürdig ergötzlichen Anblick gewiß niemals vergessen und wird sich durch den herzerfreuenden Eindruck solcher Szenen, ebenso wie durch die frische Lieblichkeit manches rosigen holländischen Backfischchens leicht aussöhnen lassen mit der Langeweile, die Land und Leute ihm hie und da verursacht haben mögen.





Um ein Kind.

Novelle von Reinhold Ortmann.



1.

Lange hatte Georg Lindenschmitt wie geistesabwesend auf das blanke Messingschildchen mit dem Namen Leopold Engleder gestarrt, ehe er sich entschloß, auf den Knopf der elektrischen Klingelleitung zu drücken. Als aus dem Innern der Wohnung das leise Schrillen der Glocke an sein Ohr schlug, machte er eine halb unwillkürliche Bewegung, als ob er in jähem Erschrecken über das, was er da gewagt hatte, die Treppe des eleganten Mietshauses wieder hinabeilen wollte, noch ehe sich die Tür vor ihm aufgetan.

Aber schon klirrte drinnen die Sicherheitskette. Da atmete der junge Mann schwer auf und kehrte sein Gesicht wieder der Türe zu. Es war ein hübsches, kluges Gesicht mit noch jugendlich weichen Zügen; aber es war krankhaft bleich bis in die blutlosen Lippen, die wie in höchster Erregung unter dem dunklen Schnurrbärtchen zuckten.

„Herr Engleder ist zu Haus," erwiderte das niedliche Dienstmädchen, das ihm geöffnet hatte, auf seine hastig hervorgestoßene Frage. „Aber ich weiß nicht, ob er sich um diese Zeit sprechen läßt. Wen darf ich melden?"

„Sagen Sie Herrn Engleder, der Buchhalter Lin-

denschmitt von der Bankfirma Zeller & Pfaff bitte in dringender Angelegenheit um einige Minuten Gehör. Sie dürfen hinzufügen, daß es sich um eine Sache handelt, die durchaus keinen Aufschub duldet."

Jetzt, wo der entscheidende Schritt getan war, wo es kein Zurück mehr für ihn gab, war auch die furchtbare Bangigkeit von ihm genommen, die ihn auf dem Wege hierher so oft hatte zaudern lassen, und mit dem Mute der Verzweiflung ging er seinem Schicksal entgegen. Er wußte, daß Leopold Engleder ihn nach solcher Anmeldung nicht abweisen lassen würde, und er überschritt, als er seiner Erwartung gemäß zum Eintritt aufgefordert wurde, in fester und aufrechter Haltung die Schwelle des im üppigen Geschmack eines reichen Lebemannes ausgestatteten Herrenzimmers.

Der Hausherr hatte es nicht für notwendig erachtet, sich um dieses Besuchers willen von dem Ruhebett zu erheben, auf das er sich zu gemächlicher Lektüre hingestreckt, und er behielt auch die Zigarette zwischen den Lippen, während er den Ankömmling mit einer gewissen jovialen Herablassung begrüßte.

„Ah, guten Abend, mein Lieber! — Was in aller Welt hat sich denn zugetragen, daß Sie es mir in eigener Person und zu solcher Stunde melden müssen? Zeller & Pfaff haben doch hoffentlich nicht umgeschmissen?"

Noch einmal kroch die atemraubende Angst eiskalt zum Herzen des jungen Mannes empor. Er streifte mit scheuem Blick das Gesicht des etwa vierzigjährigen Mannes, der sich da vor ihm in seinem verschnürten, samtenen Hausjakett so behaglich rekelte, und er las auf diesem gelblichen, verlebten Gesicht mit den tiefliegenden, stechenden Augen nichts, das auch nur die schwächste Hoffnung in ihm wachzurufen vermocht hätte. Da

war auch nicht eine Linie, die sich als ein Zug von Gutmütigkeit oder Menschenfreundlichkeit hätte deuten lassen, da war nichts als kalte, blasierte Gleichgültigkeit, die wie eine undurchdringliche Maske verbarg, was an Leidenschaften oder an warmen Gefühlsregungen etwa noch in diesem Manne leben mochte.

„Nein, Herr Engleder," kam es leise von den Lippen des Zaudernden. „Aber was ich Ihnen mitteilen muß, ist vielleicht noch — noch unerfreulicher als eine solche Nachricht. Denn ich komme als ein Unglücklicher zu Ihnen, als ein ratloser, verzweifelter Mensch, der von Ihnen die Entscheidung erwartet über Leben oder Sterben."

Engleder warf seine Zigarette in die Aschenschale und richtete sich auf. Zwischen seinen Augenbrauen war eine tiefe Falte erschienen. „Hören Sie, mein Bester, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs erwiesen haben sollten, um hier ein Theaterstück aufzuführen, so sind Sie nicht an die richtige Stelle gekommen. Auf Tiraden von dieser Sorte reagiere ich grundsätzlich nicht. Wenn Sie, wie ich nach dieser vielversprechenden Einleitung beinahe vermuten muß, nicht im Auftrage Ihrer Firma hier sind, so verstehe ich nicht, wie Sie auf den sonderbaren Gedanken verfallen konnten, gerade mich mit Ihren Privatangelegenheiten zu behelligen. Unsere Bekanntschaft beschränkt sich doch meines Wissens darauf, daß Sie es gewesen sind, der im Kontor des Bankhauses meine geschäftlichen Aufträge entgegennahm."

„Allerdings, Herr Engleder. — Aber eben diese Aufträge — oder wenigstens die letzten von ihnen sind es, wegen deren ich mit Ihnen sprechen muß."

„Nun, da bin ich in der Tat neugierig."

„Sie gaben mir eine Order auf verschiedene In-

dustriepapiere, die per Ultimo für Sie gekauft werden sollten. Es sollte ein Differenzgeschäft sein, wie Sie deren schon viele durch Vermittlung unserer Firma gemacht, und wenn die Order ausgeführt worden wäre, würden Sie infolge der eingetretenen Kurssteigerung morgen voraussichtlich mehr als zehntausend Mark gewonnen haben."

„Glauben Sie, mir damit eine Neuigkeit zu erzählen? Ich lese den Kurszettel auch. — Aber was soll denn das heißen: wenn die Order ausgeführt worden wäre? Für mich bedeutet das doch keinen Unterschied. Denn wenn Sie es etwa verbummelt haben sollten, so muß mir eben Ihre Firma für den Schaden aufkommen."

„Ich habe es nicht aus Vergeßlichkeit unterlassen, Herr Engleder, sondern ich konnte den Auftrag nicht zu Buch nehmen, weil ich die von Ihnen mir als Sicherheit übergebenen Effekten in meinem eigenen Interesse verpfändet hatte."

Der Privatier spitzte die Lippen zu einem langgezogenen Pfiff, und seine unruhigen schwarzen Augen hefteten sich auf den mit tiefgesenktem Haupte vor ihm stehenden jungen Mann. „Schaut's da heraus? Nach der Vorrede konnte ich ja freilich auf etwas Derartiges gefaßt sein. Mit anderen Worten also: Sie haben die Summe von fünfzehntausend Mark, die ich Ihnen übergeben, schlankweg unterschlagen?"

Georg Lindenschmitt nickte. „Es verdient wohl keine mildere Bezeichnung, Herr Engleder."

„Natürlich nicht. Aber Sie hätten sich die Unannehmlichkeit ersparen können, mir diese Verirrung persönlich zu beichten. Sich deshalb mit Ihnen abzufinden, ist lediglich Sache Ihrer Chefs, an die ich mich selbstredend mit meinen Ansprüchen halten werde. Ob Zeller & Pfaff mit einer Anzeige gegen Sie vor-

gehen wollen oder nicht, ist mir vollkommen gleichgültig."

„Sie würden diese Anzeige ohne Zweifel sofort erstatten, nachdem ich mit dem heutigen Tage wegen meiner auf eigene Hand betriebenen Börsengeschäfte aus meiner Stellung entlassen worden bin."

„Das ist schlimm für Sie, mein Bester, aber ich kann nichts daran ändern. Denn daß Sie mir die unterschlagenen Effekten zurückgeben und den Differenzgewinn aus Ihrer Tasche zahlen können, darf ich doch wohl nicht annehmen?"

„Nein, Herr Engleder. In diesem Augenblick kann ich so wenig das eine wie das andere. Der Makler, der meine heimlichen Börsengeschäfte für mich abwickelte, hat sich an den verpfändeten Effekten für seine Forderungen an mich schadlos gehalten, und ich besitze an barem Gelde kaum hundert Mark."

Engleder griff nach dem Zigarettenkästchen, zündete sich eine frische an, und zwischen den ersten Rauchwölkchen, die er mit unverkennbarem Genuß von sich blies, meinte er: „Na ja, die Geschichte passiert ja nicht zum ersten Male. Es ist Ihnen eben ergangen wie so vielen vor Ihnen, die sich bei dem Versuch, das rollende Rad der Glücksgöttin aufzuhalten, die Finger zerquetscht haben. Da ich bei der Affäre schwerlich zu Schaden kommen werde, habe ich keine Veranlassung, Ihnen lange Moralpredigten zu halten. Am Ende fällt ja auch der größere Teil der Schuld auf Ihre Chefs, die es an der erforderlichen Beaufsichtigung ihrer Angestellten fehlen ließen."

Er betrachtete die Sache offenbar als erledigt, und sein Benehmen ließ keinen Zweifel, daß er erwartete, der Besucher werde sich nunmehr empfehlen.

Aber der junge Buchhalter verharrte noch auf seinem

Platz. „Ich würde es nicht auf eine Anzeige ankommen lassen, Herr Engleder," sagte er leise. „Was sollte denn auch nachher aus mir werden? Da gehe ich lieber gleich in den Tod."

„Das ist eine Frage, die Sie mit Ihrem eigenen Gewissen abzumachen haben. — Aber Sie sollten sich's noch überlegen. Haben Sie denn gar keine Familie oder sonst jemand, der für Sie einspringen könnte?"

Lindenschmitt schüttelte den Kopf. „Meine Eltern sind tot, und ich habe weder Geschwister noch sonstige Anverwandte."

„Sie sind auch noch nicht verheiratet?"

„Nein, Herr Engleder. Aber ich bin verlobt, und nur das Verlangen, mir recht bald einen eigenen Hausstand begründen zu können, hat mich zu diesen unglückseligen Spekulationen verführt. Anfangs hatte es ja auch ganz den Anschein, als ob meine Hoffnungen sich erfüllen sollten, denn ich erzielte recht hübsche Gewinne, und ich ging auch in meinen Engagements nicht weiter, als meine bescheidenen Mittel es mir erlaubten. Dann aber, als sich eine scheinbar besonders günstige Gelegenheit bot, beredete mich der Makler, der meine Aufträge ausführte, es mit einem größeren Versuch zu wagen. Die Spekulation schlug fehl, und ich war mit einem Male mehr Geld schuldig, als ich von meinem Gehalt in Jahren hätte abzahlen können. Nur das glückliche Gelingen einer neuen Spekulation konnte mich aus meiner schrecklichen Lage befreien; aber ohne ein angemessenes Unterpfand, das ihn gegen weitere Verluste sicherte, wollte der Makler nicht mehr mit mir arbeiten, und da, in einer schwachen Stunde und in der sicheren Hoffnung, die verpfändeten Effekten schon an einem der nächsten Tage wieder auslösen zu können, ließ ich mich zu der unglückseligen Tat verleiten."

„Den Schluß können Sie sich schenken," wehrte Engleder ab. „Es ging natürlich wieder schief, und Ihr Geschäftsfreund machte sich an meinen Effekten bezahlt. — Sie sind, wie gesagt, der erste nicht, den ein Frauenzimmer in die Tinte gebracht hat. Aber gerade von Ihnen hätte ich eine solche Dummheit eigentlich nicht erwartet. Sie haben mir bei unseren Besprechungen immer den Eindruck eines gescheiten und vernünftigen Menschen gemacht, dem ich eine gute kaufmännische Zukunft prophezeit hätte. Auch Ihre Prinzipale schienen ja recht zufrieden mit Ihnen zu sein. Und nun hat man Ihnen, wie Sie sagen, den Stuhl vor die Tür gesetzt, noch ohne von Ihrer Unterschlagung zu wissen?"

„Es war mir in meinem Anstellungsvertrage ausdrücklich und bei Strafe sofortiger Entlassung verboten, für meine eigene Person irgendwelche Börsengeschäfte zu betreiben. Als es jetzt durch eine Indiskretion des Maklers an den Tag kam, daß ich diesem Verbot zuwider gehandelt, machte Herr Zeller, der in solchen Dingen außerordentlich streng ist, sogleich von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch."

„Das würde ich an seiner Stelle ebenfalls getan haben. Aber nun sagen Sie mir doch endlich, mein Bester: was wollen Sie denn eigentlich von mir? Soll ich einem wildfremden Menschen zuliebe einen Verlust von rund fünfundzwanzigtausend Mark ohne Wimpernzucken hinnehmen? Oder soll ich mich mit Ihnen auf eine Abzahlung von zehn Mark monatlich einigen, voll gläubigen Vertrauens, daß wir beide das Ende dieser Amortisation glücklich erleben werden? Irgend etwas muß Ihnen doch wohl vorgeschwebt haben, als Sie es für zweckmäßig hielten, sich auf den Weg zu mir zu machen."

Der Buchhalter stand noch immer mit gesenktem Kopfe als ein Bild der hoffnungslosesten Verzweiflung und Zerknirschung inmitten des Zimmers. Ohne den Blick vom Boden zu erheben, erwiderte er: „Sie haben wohl recht, mich für einen Toren zu halten, weil ich mir irgendwelche Hoffnung auf Ihre Verzeihung machen konnte. Ich selber kann es jetzt kaum noch begreifen, woher ich den Mut dazu genommen habe. Aber ein Mensch in meiner Lage klammert sich zuletzt an einen Strohhalm, und weil Sie mir bei unseren bisherigen Begegnungen immer ein gewisses Wohlwollen gezeigt hatten, hielt ich es nicht für durchaus unmöglich, daß Sie —"

„Na, was denn? Offenbaren können Sie mir's ja immerhin."

„Ich dachte, daß Sie sich vielleicht entschließen würden, mich in Ihre Dienste zu nehmen — als Privatsekretär, für die Besorgung Ihrer Börsengeschäfte, oder meinetwegen auch als Kammerdiener. Ich würde gewiß versucht haben, Ihnen durch hingebenden Eifer zu lohnen, was Sie jetzt mit einer Unterlassung der Anzeige an mir getan hätten. Aber ich sehe wohl ein, daß das ein sehr törichter Gedanke gewesen ist."

Leopold Engleder lachte — ein kurzes, unangenehmes Lachen, das dem Verzweifelnden wohl wie eine Messerklinge durch die Seele gehen mußte.

„An Originalität läßt der Einfall jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Ein Dieb, der sich dem Bestohlenen für einen Vertrauensposten anbietet! Man könnte das in einem Lustspiel verwerten. Aber selbst wenn mir Ihre verbotenen und — was in meinen Augen eigentlich noch schlimmer ist — verunglückten Börsenspekulationen, Ihre Pflichtvergessenheit und Ihre Unredlichkeit als Empfehlung genügt hätten, würde ich doch

kaum in der Lage gewesen sein, Ihren Wünschen zu entsprechen, denn einen Privatsekretär für meine spärliche Korrespondenz habe ich nicht nötig, meine Börsengeschäfte, die für mich nicht viel mehr als ein Zeitvertreib sind, besorge ich mir lieber selbst, und mit meinem Diener bin ich so zufrieden, daß nicht der geringste Anlaß zu einer Veränderung vorliegt. Auf diesem Wege also, mein Bester, werden wir schwerlich zu einer Verständigung gelangen."

Der Buchhalter fuhr sich mit der Hand an die Stirn, dann machte er eine langsame Wendung gegen die Tür hin. „So bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe," sagte er mit klangloser Stimme. „Guten Abend!"

Engleder ließ ihn ein paar Schritte tun, und erst, als der Buchhalter die Hand schon zum Türgriff erhoben hatte, rief er: „Bleiben Sie noch einen Augenblick! — Sie wollen also jetzt schnurstracks hingehen, sich totzuschießen — am Ende gar in Gemeinschaft mit der Dame Ihres Herzens? — Wie?"

„Ich bin kein Mörder, Herr Engleder. Erst, wenn ich meine Schuld gesühnt habe, wird meine unglückliche Braut von dieser Schuld erfahren."

„Also doch die Pistole! — Eigentlich, mein werter Herr Lindenschmitt, sollte ich Sie jetzt gehen lassen, denn Leute, die mit solchen Drohungen etwas auszurichten suchen, sind mir sonst auf das äußerste zuwider; aber Ihre kostbare Idee, die fünfundzwanzigtausend Mark gewissermaßen bei mir abzuverdienen, hat mir imponiert. Ich will Ihnen etwas sagen: als Sekretär oder als Bedienten kann ich Sie nicht verwenden, aber ich könnte Ihnen möglicherweise Gelegenheit geben, die Summe, um die Sie mich geschädigt haben, auf andere Weise ganz oder zum Teil zu tilgen und damit

einer gerichtlichen Bestrafung zu entgehen. Aber die Voraussetzung dafür ist, daß Sie es wirklich ernst meinen mit Ihren guten Vorsätzen, und daß Sie mich nicht bloß mit schönen Redensarten übertölpeln wollten. In solchen Dingen lasse ich nicht mit mir spaßen."

Eine heiße Blutwelle hatte sich über das eben noch leichenblasse Gesicht des jungen Buchhalters verbreitet. Seine Erregung war zu groß, als daß er sogleich hätte in Worte fassen können, was ihn bewegte.

„O, Herr Engleder," stammelte er endlich, „mein ganzes Leben —"

„Verschonen Sie mich doch mit diesem Pathos! Mich verlangt weder nach Ihrem halben noch nach Ihrem ganzen Leben, sondern ich will jetzt klipp und klar von Ihnen hören, ob Sie bereit und fest entschlossen sind, alle Ihre Geisteskräfte in den Dienst des Auftrags zu stellen, den ich Ihnen erteilen würde — eines Auftrags, dessen Ausführung weder ganz leicht noch ganz gefahrlos ist, und der nicht bloß Scharfsinn und Umsicht, sondern auch Entschlossenheit und unverbrüchliche Verschwiegenheit fordert. Trauen Sie sich die Fähigkeit zu, einen solchen Auftrag zu übernehmen?"

„Stellen Sie mich auf die Probe! Das ist alles, was ich Ihnen erwidern kann."

„Gut. Ich werde mir die Sache bis morgen früh überlegen. Sie haben bis dahin keine Veranlassung, irgendwelche Dummheiten anzustellen. Kommen Sie um neun Uhr Vormittags zu mir und bringen Sie mir ein schriftliches Eingeständnis der von Ihnen begangenen Unredlichkeit mit. Ohne im Besitz dieses Unterpfandes zu sein, könnte ich mich selbstverständlich auf keinerlei weitere Verhandlungen einlassen. — Und noch eine Frage: Sie sind doch nicht etwa an den Aufenthalt in dieser Stadt gebunden?"

„Ich kann überall hingehen, wohin Sie mich schicken.“

„Trotz Ihrer Verlobung? — Bedenken Sie das reiflich, ehe Sie sich mir verpflichten, denn nachher dürfen Sie von mir keine besondere Rücksichtnahme auf Ihre Liebesgeschichten erwarten.“

„Sie haben in dieser Hinsicht nichts zu fürchten. Ich bin der Treue meiner Braut gewiß, und ich weiß, daß sie geduldig auf mich warten wird, wie lange auch immer die Trennung währen mag, die uns das Schicksal auferlegt.“

„Na — na! Wenn Sie sich darin nur nicht täuschen! Ich für meine Person würde von keinem Frauenzimmer etwas Derartiges erwarten. Aber das geht mich nichts an und interessiert mich auch nicht weiter. Auf morgen früh also! Ich habe jetzt eine Verabredung und kann mich nicht länger aufhalten.“

Er hatte dem Buchhalter leicht zugenickt und war schon mit dem letzten Wort hinter dem Vorhang verschwunden, der den Eingang ins Nebenzimmer abschloß.

2.

Georg Lindenschmitt war mit dem Schlage der neunten Stunde zur Stelle gewesen, aber er hatte sehr lange warten müssen, ehe Herr Engleder von einem schon in aller Frühe unternommenen Ausgang heimgekehrt war und ihn empfing. Die Begrüßung von seiten des Privatiers war so kurz und kühl, daß der Buchhalter mit einem Gefühl herzschnürender Angst die Erklärung erwartete, der gestrige Vorschlag sei ihm wieder leid geworden, und er ziehe es vor, die Dinge ihren Gang nehmen zu lassen. Aber der Gefürchtete, den er durch eine leichtsinnige Tat zum Herrn über sein Schicksal gemacht hatte, sagte nichts Derartiges.

„Haben Sie das Schriftstück mitgebracht?" fragte er nur. „Geben Sie her!"

Er las und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Wozu diese wortreiche Weitschweifigkeit? — Sie hätten mit vier oder fünf Zeilen dasselbe sagen können. Aber am Ende geht es auch so. — Sie haben also reiflich überlegt, was ich Ihnen gestern gesagt habe, und Sie sind bereit, in meinem Interesse zu arbeiten, welcher Art auch die Arbeit sein mag, die ich von Ihnen verlange?"

„Ich bin bereit, Herr Engleder."

„So setzen Sie sich und hören Sie zu! — Sind Ihnen meine Privatverhältnisse bekannt?"

Lindenschmitt verneinte. „Ich erinnere mich nur, daß einer meiner Chefs einmal sagte, wir hätten in Ihnen einen sehr reichen Kunden gewonnen, der mit besonderer Aufmerksamkeit bedient werden müßte."

„Na ja, ich habe genug. — Aber das war es nicht, was ich mit meiner Frage meinte. Ich will Sie mit wenigen Worten über das unterrichten, was Ihnen zu wissen not tut. Man hält mich hier für einen Junggesellen; aber das trifft nur insofern zu, als ich mich seit etwa Jahresfrist wieder im glücklichen Besitz meiner persönlichen Freiheit befinde. Denn so lange ist es her, daß ich von meiner früheren Frau rechtskräftig geschieden bin. Unsere Ehe hatte nur knapp fünf Jahre gewährt, und sie war zu meinem Bedauern — denn ich bin ein großer Kinderfreund — nur mit einem einzigen Sprößling, einem kleinen Mädchen, gesegnet. Um dieses Kind nun handelt es sich bei dem Auftrage, den Sie für mich ausführen sollen. Sie erraten wohl bereits, was ich meine?"

„Ich weiß nicht, Herr Engleder —"

„Na, strengen Sie sich nicht an. Ich kann's Ihnen

auch deutlicher sagen. Das Mädchen befindet sich bei meiner geschiedenen Frau, und sie weigert sich beharrlich, es mir herauszugeben. Ich aber will und kann es ihr nicht lassen, denn ich habe eine geradezu abgöttische Zärtlichkeit für das Kind und leide täglich mehr darunter, es entbehren zu müssen. — Verstehen Sie jetzt, was ich von Ihnen verlange?"

Nach dem Eindruck, den er bisher von der Persönlichkeit des Herrn Leopold Engleder empfangen, war der junge Mann sicherlich auf nichts so wenig vorbereitet gewesen als darauf, daß es sich bei der ihm zugedachten Aufgabe um eine Sache von irgendwelcher Romantik handeln könnte. Es war so seltsam, diesen Mann von der abgöttischen Zärtlichkeit sprechen zu hören, die er für ein anderes menschliches Wesen empfände, daß sich die Überraschung wohl ziemlich deutlich auf Lindenschmitts Gesicht spiegeln mochte.

„Sie wünschen, daß ich in Ihrem Namen mit Ihrer Frau Gemahlin unterhandle?" erwiderte er unsicher.

Aber der andere schüttelte ungeduldig den Kopf. „Unsinn! Dazu würde ich mich wahrscheinlich einer anderen Persönlichkeit bedienen als der Ihrigen. Und von freundschaftlichen Verhandlungen zwischen mir und dieser Frau ist längst nicht mehr die Rede. Das Gericht ist so galant gewesen, mich für den schuldigen Teil zu erklären und mir die moralische Eignung zur Erziehung meines Töchterchens abzusprechen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes gehört das Kind seiner Mutter, und bei dem glühenden Haß, den das Weib gegen mich empfindet — die Gründe dafür können Ihnen gleichgültig sein — wird sie sich freiwillig niemals dazu verstehen, auf ihr Recht zu verzichten. Nur wenn ich es fertig bringe, ihr das Mädchen mit List oder mit Gewalt wegzunehmen, werde ich es jemals wieder

besitzen. — Und nun endlich werden Sie mich, wie ich hoffe, vollkommen verstanden haben."

Der Buchhalter war in tiefster Seele erschrocken. Aber in der beständigen Angst, den Unwillen seines gefährlichen Gönners zu erregen, bemühte er sich auf das äußerste, seine Bestürzung zu verbergen. „In der Hauptsache wohl, Herr Engleder," sagte er beklommen, „aber in Bezug auf die Art, wie ich einen solchen Auftrag zur Ausführung bringen sollte, darf ich jedenfalls noch Ihre näheren Mitteilungen erwarten."

„Natürlich werde ich Ihnen sagen, wo Sie meine Frau und mein Kind zu suchen haben. Aber wenn ich einen fertigen Entführungsplan in der Tasche hätte, könnte ich die Sache sehr viel billiger haben, als sie mich bei Ihrer Verwendung im Fall eines Erfolges zu stehen kommen wird. — Denn, daß wir uns recht verstehen: mit einem Verzicht auf die Summe, die Sie mir schulden, honoriere ich nur den fertigen Erfolg, nicht Ihre etwaigen Bemühungen. Ich gebe Ihnen sechs Monate Zeit und stelle Ihnen währenddessen nicht nur die Mittel für eine anständige Lebensführung, sondern auch jede Summe zur Verfügung, deren Sie nachweislich für die Förderung Ihres besonderen Zweckes bedürfen. Ist es Ihnen nach Ablauf des halben Jahres nicht gelungen, mir das Kind zuzuführen, so endet unser Vertrag, und ich werde auf Grund des in meinen Händen befindlichen Reverses meine Forderung an Sie in jeder mir geeignet erscheinenden Weise geltend machen. Meine Bedingungen sind, wie Sie sehen, ganz klar und unzweideutig, und es steht noch immer in Ihrem Belieben, ob Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen oder nicht."

„Sie wissen, Herr Engleder, daß ich in dieser Hinsicht keine Wahl habe. Aber stehen auf die Entführung

eines Kindes nicht gesetzliche Strafen, die vielleicht härter sind als die, welche mich für das bereits begangene Unrecht bedrohen?"

„Das weiß ich nicht so genau, denn ich bin kein studierter Jurist. Aber ich weiß, daß die Nürnberger keinen hängen, den sie nicht haben. Es steht Ihnen ja frei, mit dem Kinde, sobald Sie es erst einmal in Ihrer Gewalt haben, über die Grenze in irgend ein Land zu entfliehen, wo man es mit der Verfolgung derartiger Vergehungen nicht gar zu schwer nimmt, und wo ich natürlich mit Ihnen zusammentreffen würde. Ich habe ohnedies nicht die Absicht, in Deutschland zu bleiben, und sobald der Wunsch erfüllt ist, der mir mehr als jeder andere am Herzen liegt, werde ich meinen Wohnsitz vermutlich irgendwo drüben jenseits des großen Teiches nehmen. Da findet sich dann wohl Gelegenheit, auch Sie unterzubringen. Dafür, daß Sie nicht schon auf deutschem Boden erwischt werden, müssen Sie freilich selber sorgen. Auch im allerschlimmsten Fall aber können Sie sich noch immer darauf hinausreden, daß Sie bei Ausführung meines Auftrags nicht gewußt hätten, wie es um die rechtlichen Ansprüche der beiden Eltern an das Kind bestellt sei. Den Kopf wird man Ihnen nicht abreißen, und ich würde selbstverständlich in diesem Fall für Sie tun, was in meinen Kräften steht."

Lindenschmitt atmete schwer, aber er glaubte, mit einer Erklärung nicht länger zögern zu dürfen. „Ich werde also die Aufgabe übernehmen, Herr Engleder, und ich werde alles daran setzen, sie zu Ihrer Zufriedenheit auszuführen."

„Sie würden damit nur Ihrem eigenen Interesse dienen. Aber Sie dürfen sich das Ding nicht etwa so leicht vorstellen, wie wenn ich Ihnen aufgegeben hätte,

einem Bauern seine Schinken aus dem Rauchfang zu stehlen. Am Ende können Sie sich wohl denken, daß Ihr Versuch nicht mehr der erste sein wird, der auf meine Veranlassung unternommen worden ist. Ich hatte mich zuerst mit einem von jenen Detektivinstituten in Verbindung gesetzt, die keinen lohnenden Auftrag zurückweisen, und es sollten angeblich die findigsten und geriebensten Kerle sein, die man mir für mein gutes Geld zur Verfügung gestellt hatte. Na, ich will Ihnen nur so viel sagen, daß die Sache zweimal schmählich mißlungen ist, weil meine frühere Frau und die Person, die sie zur Erziehung des Kindes bei sich hat, doch noch schlauer waren als die ehrenwerten Vertrauensmänner des beauftragten Instituts. Die natürliche Folge der von diesen Spitzbuben begangenen Dummheiten ist, daß die gewitzigten Weiber ihre Vorsicht und Aufmerksamkeit verdoppelt haben. Ohne einen erheblichen Aufwand an Erfindungsgabe ist da nichts mehr auszurichten — das sage ich Ihnen von vornherein. Nur in Anbetracht dieser mir bekannten Umstände habe ich Ihnen auch die Frist für die Erfüllung Ihrer Aufgabe so reichlich bemessen. — Sie könnten also auf der Stelle abreisen?"

„Noch heute, wenn es sein müßte, obwohl ich Ihnen allerdings sehr dankbar sein würde, wenn Sie mir wenigstens noch einen einzigen Tag für das Zusammensein mit meiner Braut gewähren könnten."

„Darauf kommt es mir natürlich nicht an. Aber es würde mich interessieren, etwas Näheres über die Persönlichkeit Ihrer Braut zu erfahren. Wenn Sie also nicht besondere Veranlassung haben, ein Geheimnis daraus zu machen —"

„Durchaus nicht, Herr Engleder. Meine Braut ist aus guter Familie, die Tochter eines Beamten; aber

sie hat ihre Eltern frühzeitig verloren und muß sich darum ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Sie ist als Verkäuferin in einem hiesigen Geschäft tätig, und Sie werden vielleicht begreifen, wie sehnlich ich wünschen mußte, sie recht bald aus dieser Stellung zu befreien."

„Ihr Name?"

„Magda Berger."

„Also verbringen Sie in Gottes Namen den morgigen Sonntag noch mit Ihrer Herzliebsten. Aber ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie ihr gegenüber kein Wort von der Natur des Auftrags verlauten lassen dürfen, den ich Ihnen erteilt habe. Mit der ersten Indiskretion, auf der ich Sie ertappe, wären wir geschiedene Leute."

„Sie dürfen sich meiner Verschwiegenheit versichert halten, Herr Engleder. Es wäre ja heller Wahnsinn, wenn ich durch Schwatzhaftigkeit mich selbst gefährden wollte."

„So meine ich auch. — Kommen Sie also am Montag vormittag zu mir, um sich Ihre näheren Informationen zu holen. — Nur eine Frage noch: Kennen Sie etwa zufällig die Stadt Blankenfeld?"

„Ich bin niemals dort gewesen, aber der Name ist mir allerdings vertraut. Einer meiner Schulfreunde hat sich vor zwei Jahren in Blankenfeld als Arzt niedergelassen, und wir haben während der ersten Monate seines dortigen Aufenthalts miteinander korrespondiert."

„Na, wir wollen hoffen, daß Ihnen diese alten Beziehungen zu einem Einwohner von Blankenfeld bei der Ausführung Ihres Auftrags nicht hinderlich werden, denn das ist der Ort, an dem meine geschiedene Frau lebt. Doch darüber werden wir uns am Montag weiter unterhalten. Für jetzt können Sie gehen."

Mit einer stummen, demütigen Verbeugung ging Georg Lindenschmitt von dannen.

— — — — — — — — — — — — —

Vier Tage später meldete der Diener des Herrn Leopold Engleder seinem Herrn mit einem diskreten Lächeln den Besuch einer jungen Dame, die ihren Namen nicht habe nennen wollen. Der Privatier, der eben im Begriff gewesen war, seinen gewohnten Mittagsspaziergang anzutreten, schien nicht ohne weiteres geneigt, sie zu empfangen.

„Sie kennen sie wirklich nicht?“ forschte er mißtrauisch.

„Nein, Herr Engleder. Ich weiß bestimmt, daß die Dame noch niemals hier gewesen ist.“

„Wie sieht sie denn aus?“

„Sie ist sehr schön. Schwarzes Haar und wundervolle, kohlschwarze Augen — groß wie Teller.“

„Machen Sie keine unpassenden Witze! Ich meine: sieht sie aus wie eine Dame aus der Gesellschaft oder —“

„Da bin ich meiner Sache nicht ganz sicher, Herr Engleder. Man könnte sie ebensogut für das eine wie für das andere halten. Aber wenn ich mir erlauben darf, in aller Bescheidenheit eine Meinung zu äußern: ich glaube, es würde keine Gefahr haben, sie vorzulassen, und würde Herrn Engleder auch wahrscheinlich nicht gereuen.“

„Sie sind ein unverschämter Schlingel, Emil, den ich nächstens wegen seiner Dreistigkeit zum Teufel jagen werde. — Aber führen Sie die Dame meinetwegen in den Salon.“

Als er ein paar Minuten später diesen Salon betrat, zürnte Herr Leopold Engleder seinem Diener allerdings nicht länger um des guten Rates willen,

den er ihm erteilt hatte. Es war ein nicht sehr angenehmes Glitzern, das sich beim Anblick des auffallend schönen und mit ausgesuchtem Geschmack gekleideten jungen Mädchens in seinen dunklen, stechenden Augen entzündete. Er wußte sofort, daß er sie nie zuvor gesehen hatte, und sein Benehmen war von der ersten Sekunde an ganz geschmeidige Höflichkeit.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen, mein gnädiges Fräulein? — Darf ich fragen, womit ich Ihnen zu Diensten sein kann?"

Die Unbekannte zeigte sich durchaus nicht schüchtern. Mit einem liebenswürdigen Lächeln neigte sie den schönen Kopf und ließ sich in den Sessel nieder, den Engleder ihr zurechtgerückt hatte.

„Es muß Ihnen sonderbar vorkommen, mein Herr," sagte sie, „daß ich mir herausnehme, Sie aufzusuchen, obwohl wir einander nicht kennen. Aber die Frage, die mich hierher führt, kann mir eben von niemand beantwortet werden als von Ihnen."

„Ein für mich sehr glücklicher Zufall," erwiderte er galant. „Sie sehen mich ganz zu Ihrer Verfügung."

„Aber Sie sollen nicht etwa glauben, irgend eine vornehme Dame vor sich zu haben. Ich heiße Magda Berger und bin nichts als eine einfache Verkäuferin."

Es war nicht zu erkennen, welchen Eindruck diese Eröffnung auf Herrn Engleder hervorbrachte. Jedenfalls änderte er sein zuvorkommendes Benehmen nicht, und es klang fast noch liebenswürdiger als seine erste Anrede, als er lächelnd sagte: „Da sind wir einander ja eigentlich gar nicht mehr fremd, mein Fräulein. Es freut mich aufrichtig, auch das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu haben. Ihr Verlobter, Herr Lindenschmitt, hat Ihnen also von mir gesprochen?"

„Ja — mit der größten Dankbarkeit und Verehrung.

Sie müssen ihm wohl etwas sehr Freundliches erwiesen haben, daß er so viel auf Sie hält. Leider hat er sich nicht bewegen lassen, mir zu sagen, was es gewesen ist."

Das Benehmen und die Ausdrucksweise des jungen Mädchens waren von einer Sicherheit, die vielleicht auf Rechnung ihres Berufs, der sie oft mit fremden Menschen zusammenführte, zu setzen war. Ihr reizendes Lächeln aber und die schelmisch-kokette Art, wie sie ihre in der Tat wunderhübschen Augen spielen ließ, hätten viel eher eine mit allen weiblichen Bezauberungskünsten vertraute Schauspielerin in ihr vermuten lassen als ein gewöhnliches Ladenmädchen. Die Verfehlung, zu der seine Verliebtheit den jungen Buchhalter getrieben, wollte Herrn Engleder mit einem Male recht begreiflich erscheinen.

Georg Lindenschmitt würde nicht wenig erstaunt gewesen sein, wenn er den Mann, der sich ihm gegenüber so wenig Mühe gegeben hatte, seine Geringschätzung zu verbergen, jetzt im freundlichsten und wohlwollendsten Ton hätte sagen hören: „Ich hatte Ihren Verlobten in seiner früheren Stellung, die mich öfter in geschäftliche Berührung mit ihm brachte, als einen anstelligen und gewandten jungen Mann kennen gelernt, und ich hielt ihn deshalb geeignet für die Erledigung einiger Aufträge, die ich nicht gerade dem ersten besten hätte anvertrauen mögen. Das ist alles, was ich bis jetzt für ihn getan habe, mein Fräulein."

„Es ist also doch die Wahrheit, daß er für Sie nach Blankenfeld gehen mußte? — Das ist es nämlich, mein Herr, was ich von Ihnen zu erfahren wünschte. Sie dürfen nichts Verwunderliches darin finden. Georg hatte während der letzten Tage vor seinem Austritt aus dem Bankgeschäft und auch noch unmittelbar vor seiner Abreise ein so sonderbares Benehmen gegen mich

gezeigt, daß ich ihn wohl im Verdacht der Unaufrichtigkeit haben konnte. Vor allem konnte ich nicht begreifen, weshalb er mir aus dem Zweck seiner Reise ein so tiefes Geheimnis machen mußte. Ob sich's nun um eine Anstellung oder nur um eine vorübergehende Beschäftigung handeln mochte, jedenfalls gab es nach meiner Ansicht keinen Grund, die Sache wie eine diplomatische Sendung zu behandeln, von der kein Mensch etwas Näheres erfahren dürfe. Ich machte mir darüber natürlich meine Gedanken und kam zuletzt auf den Verdacht, daß die ganze Geschichte eine Erfindung sein könnte, hinter der etwas für mich Unangenehmes verborgen werden sollte. Das Opfer einer Täuschung aber wollte ich denn doch nicht gerne werden, und darum hielt ich es für das beste, mir durch eine Anfrage bei Ihnen volle Gewißheit zu verschaffen. Nach allem, was Georg mir von Ihnen erzählt hat, durfte ich das Wagnis, zu dem mir unter anderen Umständen vielleicht der Mut gefehlt haben würde, ja ohne Furcht unternehmen."

Ihre Stimme hatte einen so hübschen Klang, und sie begleitete ihre Rede mit so ausdrucksvollem Mienenspiel, daß der Privatier gar keinen Versuch gemacht hatte, sie zu unterbrechen. Aber er war ihr, während sie sprach, um ein gutes Stück näher gerückt, und es war schon eine merkliche Beimischung von Vertraulichkeit im Ton seiner Erwiderung: „Ich bin Ihnen dankbar für das Vertrauen, das Sie mir damit erwiesen haben, mein liebes Fräulein. Natürlich hatten Sie bei mir nichts zu fürchten. Ich bestätige Ihnen mit Vergnügen, daß Ihr Verlobter Sie nicht belogen hat. Er ist von mir nach Blankenfeld geschickt worden, um einige Kommissionen auszuführen, über die zu sprechen ich ihm allerdings nicht gestatten konnte, weil es sich dabei zu-

meist um die sehr diskreten Angelegenheiten einer dritten Person handelt."

Mit einer hastigen Bewegung kehrte ihm Magda Berger ihr Gesicht zu. „Einer Dame vielleicht?"

„Würden Sie sich dadurch etwa beunruhigt fühlen, mein Fräulein?"

„Nun, Sie können sich doch wohl denken, daß es mir nicht sehr angenehm sein würde. Ja, wenn ich etwas Näheres wüßte —"

„Sie sind also sehr eifersüchtig auf Ihren Verlobten?"

Die hübsche Verkäuferin schüttelte den Kopf. „Nicht so, wie Sie wahrscheinlich vermuten. Aber ich bin ein armes Mädchen und besitze nichts als mein bißchen Jugend. Wenn ich jetzt den besten Teil davon in freudlosem Abwarten vergeude, während alle meine Freundinnen und Kolleginnen unbedenklich ihr Leben genießen, so muß ich doch wenigstens die Sicherheit haben, daß ich das Opfer nicht ganz umsonst bringe. Ich wünsche durchaus nicht, mein Leben als alte Jungfer zu beschließen, und ich weiß recht gut, daß ich keine Hoffnung mehr haben würde, einen netten und ordentlichen Mann zu finden, wenn ich erst einmal ältlich und unansehnlich geworden bin. Sie finden es vielleicht nicht hübsch, daß ich das so offen ausspreche, aber —"

„Im Gegenteil, liebes Fräulein, ich finde es ganz scharmant, und ich kann Ihnen auf Grund meiner ziemlich reichen Lebenserfahrung nur bedingungslos beipflichten. Eine Schönheit wie die Ihrige darf wahrlich nicht in unfruchtbarer Einsamkeit verblühen. Wer so viel Glück zu verschenken hat wie Sie —"

Er hatte sich ganz nahe zu ihr geneigt, aber mit einer geschickten Bewegung hatte sich ihm das junge Mädchen entzogen und war aus ihrem Sessel auf-

gestanden. „Bitte — keine Komplimente, Herr Engleder! Ich würde den Weg hierher bitter bereuen, wenn ich denken müßte, daß Sie meine Aufrichtigkeit mißdeuten. Ich weiß nicht, was für ein Glück Sie meinen, aber ich weiß, daß ich fest entschlossen bin, meinem Gatten ein reines Gewissen in die Ehe zu bringen. Etwas anderes haben Sie hoffentlich nicht von mir gedacht?"

„Nein — gewiß nicht!" beeilte sich Herr Engleder zu versichern. „Dieser Gatte wird jedenfalls der beneidenswerteste aller Sterblichen sein. Was aber den Auftrag des Herrn Lindenschmitt betrifft, so glaube ich, sein Verhalten von hier aus ziemlich genau kontrollieren zu können, und ich verspreche feierlich, Sie ohne Verzug zu benachrichtigen, sobald Sie nach meinem Dafürhalten Grund haben, ihm einen Vorwurf zu machen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen. Ich danke Ihnen aufrichtig für das Interesse, das Sie an mir nehmen, und ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen, indem ich Sie noch länger aufhalte."

Der Privatier erhob bittend die Hand. „Nur einen Augenblick noch, Fräulein Berger! Wenn ich mich gegebenen Falls mit Ihnen in Verbindung setzen soll, muß ich doch wissen, wohin ich eine Mitteilung zu richten hätte. Darf ich Sie also um Ihre Adresse bitten?"

Nach einigem Zögern nannte sie ihm ihre Wohnung, aber er war noch nicht ganz zufriedengestellt.

„Ich möchte Ihnen nicht unbescheiden und aufdringlich erscheinen," sagte er, „aber schließlich bin ich doch dadurch, daß ich Ihnen Ihren Verlobten auf unbestimmte Zeit entführt habe, gewissermaßen in Ihrer Schuld. Sie werden ohne allen Zweifel durch seine

Abwesenheit um manches kleine Vergnügen kommen, das bisher eine angenehme Abwechslung in das Einerlei Ihres Lebens brachte. Wenn ich Ihnen einen gleichwertigen Ersatz dafür auch nicht zu bieten vermag, so dürfen Sie mir's doch nicht verbieten, Ihnen hie und da ein Konzert- oder Theaterbillett zu übersenden, das Sie um so unbedenklicher annehmen dürfen, als Sie natürlich nicht zu fürchten haben, daß ich Ihnen bei solchen Gelegenheiten mit meiner Person lästig fallen könnte."

„O, ich weiß doch nicht, Herr Engleder, ob ich das annehmen darf. Es gibt ja freilich für mich kein köstlicheres Vergnügen als das Theater, aber —"

„Kein Aber!" wehrte er ab. „Sie dürfen mir diese kleine Freude nicht versagen. Daß ich auch in jeder anderen Hinsicht stets zu Ihrer Verfügung bin, brauche ich Ihnen hoffentlich nicht erst ausdrücklich zu versichern. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich fortan als Ihren aufrichtigen und uneigennützigen Freund ansehen wollten."

Magda lohnte ihm nur mit einem dankbaren Blick ihrer schönen schwarzen Augen, aber Leopold Engleder mußte auf Grund seiner genauen Kenntnis des weiblichen Geschlechts mit dieser stummen Erwiderung wohl vorderhand vollkommen zufrieden gewesen sein, denn als er der jungen Besucherin galant bis zur Wohnungstür das Geleit gab, war ein siegesgewisses Funkeln in seinen Augen.

3.

Für das freundliche Städtchen Blankenfeld, das wegen seiner gesunden und anmutigen Lage seit langem zu einem bevorzugten Ruhesitz für pensionierte Beamte und Offiziere sowie für weltstadtmüde Geistesarbeiter geworden war, hatten die Glocken einen festlichen

Morgen eingeläutet. Es galt, die Enthüllung des Standbildes zu feiern, das die Einwohnerschaft der Stadt unter tatkräftiger Beihilfe des gesamten deutschen Vaterlandes ihrem berühmtesten Sohne, einem vor kurzem verstorbenen Dichter, errichtet hatte, und der für alles Schöne warm begeisterte Landesfürst hatte sein Erscheinen zugesagt.

So herrschte schon zu früher Stunde ein ungewöhnlich reges Leben in den mit Ehrenpforten, Girlanden und Fahnen reich geschmückten Straßen. Nicht nur die Einwohner selbst waren auf den Beinen, auch aus der nahen Residenz und aus den umliegenden Ortschaften waren die Schaulustigen in Scharen herbeigeströmt und umlagerten entweder den Bahnhof, auf dem der Großherzog mit seinem Gefolge ankommen sollte, oder den abgesperrten Denkmalsplatz mit seinen für die Behörden und die Honoratioren zur Rechten und Linken des purpurnen Fürstenzeltes errichteten Tribünen. Auf den Bahnsteig waren natürlich nur Personen gelassen worden, die vermöge ihrer amtlichen oder gesellschaftlichen Stellung Anspruch auf die Teilnahme am Empfang des hohen Gastes hatten. Ein reizendes Häuflein weißgekleideter, blumengeschmückter Kinder sollte dem allbeliebten Landesvater die erste, sinnige Begrüßung darbringen. Einen lieblicheren Anblick, als ihn die kleinen Mädchen in ihren duftigen Gewändern und wehenden Locken, mit ihren rosigen Wangen und in freudiger Erregung blitzenden Augen gewährten, hätte man dem Fürsten als ersten Willkomm beim Betreten seiner getreuen Stadt in der Tat kaum bieten können. Schon vor dem Einlaufen des Hofzugs bildete die lachende und plappernde Schar den Gegenstand liebevollsten Interesses für die uniformierten und besternten Herren, die den Bahnsteig

füllten, und als dann, auf die Minute pünktlich, das Einfahrtsignal ertönte, neigte sich der mit der goldenen Amtskette gezierte Bürgermeister noch einmal mit väterlich gütigem Lächeln zu der etwa fünfjährigen Kleinen herab, die dazu ausersehen war, das kurze Begrüßungsgedicht zu sprechen.

„Nicht wahr, du fürchtest dich nicht, Lia?“ fragte er. „Der Großherzog ist ja ein so lieber und freundlicher Herr.“

Die Kleine, die in ihrem seidigen Blondhaar und mit ihrem süßen Gesichtchen wirklich eher wie ein zierlicher Seraph, denn wie ein Mägdlein aus irdischem Fleisch und Blut aussah, schüttelte energisch den Kopf. „Nein, ich fürchte mich gar nicht,“ erwiderte sie. „Hier sind ja so viele Leute mit Säbeln — da darf er mir doch nichts tun.“

Langsam und beinahe geräuschlos, wie es sich für einen Hofzug geziemt, rollte die lange Wagenreihe in den Bahnhof ein; eifrige Bedienstete schoben den teppichbelegten Tritt an die Tür des Salonwagens, und die hohe Gestalt des Landesherrn mit dem lang auf die Brust herabwallenden silberweißen Vollbart wurde den erwartungsvollen Blicken der Versammelten sichtbar.

Programmgemäß sollten der Regierungspräsident und der Bürgermeister den Fürsten beim Betreten des Bahnsteigs zuerst begrüßen; aber die ordengeschmückten Würdenträger hatten offenbar verabsäumt, sich bei der Feststellung ihres Programms des Einverständnisses der kleinen Lia zu versichern, die es in ihrem unbezähmbaren Tatendrange vorzog, ihrerseits den Reigen der Begrüßungszeremonien zu eröffnen, indem sie zum Entsetzen ihrer Umgebung sofort auf den Großherzog zutrippelte und ihm unter den Klängen der Militärmusik ihren Blumenstrauß entgegenstreckte, noch bevor

er die kleine Treppe ganz hinabgestiegen war. Seine imponierende Erscheinung hatte ihm offenbar auf den ersten Blick ihr volles Vertrauen gewonnen, denn als er ihr lächelnd den Strauß abgenommen hatte, streckte sie die beiden molligen Ärmchen zu ihm empor, und hell klang ihr jubelndes Lachen über alle die lärmenden Instrumente hinweg, als der Fürst sie wirklich aufhob und auf seinem Arm behielt, während er sie nach ihrem Namen fragte.

„Ich heiße Lia Harras," sagte sie. „Aber danach sollst du mich erst fragen, nachdem ich mein Gedicht aufgesagt habe. — Ach, es ist ein so dummes Gedicht, und es war so furchtbar schwer zu lernen. Viel lieber hätte ich dir eines von den Liedern gesagt, die meine Mama mich gelehrt hat, denn die sind alle viel hübscher. — Soll ich?"

„Dazu wird vielleicht später Gelegenheit sein, meine kleine Lia," meinte der höchlich belustigte Großherzog. „Vorerst hätte ich doch gerne das gehört, das du für den heutigen Tag gelernt hast."

Dabei wollte er sie auf die weichen, rosigen Kinderlippen küssen, aber Lia hatte ihre Rolle zu gut studiert, um es geschehen zu lassen.

„Nein, das kommt nachher," erklärte sie abwehrend. „Du mußt mich wieder auf die Erde setzen, sonst kann ich es nicht richtig hersagen. Meine Blumen mußt du mir auch noch einmal wiedergeben, die kriegst du erst, wenn das Gedicht aus ist. Und dann sollst du mich fragen, wie ich heiße und sollst mir einen Kuß geben. Der Herr Professor, der mich das Gedicht gelehrt hat, will es so haben."

Natürlich willfahrte der Fürst ihrem ausgesprochenen Verlangen und ließ die zarte Last aus seinen Armen sanft auf den Boden niedergleiten. Hell und lieblich

tönte in demselben Augenblick, als die Nationalhymne verstummt war, ihr glockenreines Stimmchen durch die plötzlich eingetretene tiefe Stille, und so herzbezwingend war die Wirkung dieser weichen Kinderstimme, daß selbst die völlig aus der Fassung gebrachten Würdenträger für die Dauer einiger Minuten ihre Bestürzung und ihr Entsetzen vergaßen.

In dem glänzenden Gefolge aber, das nach dem Großherzog den Salonwagen entstiegen war und sich hinter dem hohen Herrn gruppiert hatte, flüsterte ein großer, blonder Mann, dessen bürgerlicher Frack im Gegensatz zu seiner Umgebung nicht eine einzige Ordensauszeichnung schmückte, dem Offizier an seiner Seite zu: „Dies Kind ist das bezauberndste Geschöpf, das ich je gesehen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn man es mir nur für einen einzigen Tag als Modell überließe."

„Du kannst ja ihre Angehörigen darum bitten," gab der andere ebenso leise zurück. „Einem Künstler von deinem Rufe schlägt man dergleichen nicht leicht ab."

Sie konnten ihre Unterhaltung nicht fortsetzen, denn es war plötzlich eine Bewegung in die glänzende Gesellschaft gekommen. Der Großherzog hatte zum zweiten Male die Blumen aus Lias Händchen entgegengenommen, hatte das Kind, wie der mit den Gewohnheiten hoher Herren offenbar wohlvertraute Professor es vorausgesehen, mit einigen freundlichen Worten herzhaft geküßt und sich dann lachend den Würdenträgern zugewendet, die nun den offiziellen Teil der Begrüßung wohl oder übel viel kürzer gestalten mußten, als es ursprünglich in ihrer Absicht gelegen hatte. Dann war er seinem draußen harrenden Wagen zugeschritten, und die Herren des Gefolges mußten sich ihm anschließen.

Die Fahrt sollte zunächst nach dem altertümlichen

Rathause gehen, wo die Jungfrauen der Stadt dem erlauchten Gast den bei fürstlichen Besuchen seit Jahrhunderten hergebrachten Ehrentrunk zu kredenzen gedachten, und dem blonden Herrn war vorderhand keine Gelegenheit mehr gegeben, sich der von ihm so lebhaft bewunderten Kleinen zu nähern. Aber er verlor sie bis zu dem Moment, da er seinen Wagen bestieg, nicht aus den Augen und wandte noch bei der Abfahrt wiederholt den Kopf, als könne er das liebliche Bild seinem Gedächtnis gar nicht tief genug einprägen.

Der Ehrentrunk und die Enthüllung des Dichterstandbildes gingen ohne weitere programmwidrige Störung mit Musik, Gesang und mancherlei schönen Reden festlich und feierlich von statten; der Großherzog fuhr nach beendetem Akt mit dem Präsidenten zu dem ihm im Regierungsgebäude veranstalteten Frühstück, und auf dem Denkmalsplatze gab es für die Dauer einiger Minuten ein lebhaftes Durcheinander der Festteilnehmer.

In diesem Gedränge wurde der blonde Herr aus dem Gefolge des Fürsten zu seiner freudigen Überraschung der kleinen Blumenspenderin vom Bahnhofe wieder ansichtig. Sie war eben die Stufen einer Tribüne herabgehüpft und sah sich neugierig in dem ungewohnten Menschengewühl um, das ihr offenbar das größte Vergnügen bereitete.

Da wandte sich der Blonde hastig an seinen Begleiter in der Offiziersuniform: „Entschuldige mich, bitte, auf ein paar Minuten! Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, deinen Rat zu befolgen, wäre es auch auf die Gefahr hin, mir eine Abweisung zu holen.“

Es war nicht zu erkennen, welche der erwachsenen Personen in der Nähe des Kindes zu der Kleinen gehören mochten, und der Blonde kehrte sich darum kurzer

Hand zu dem Gegenstand seiner Bewunderung selbst. „Du bist doch gewiß in Begleitung deiner Eltern hierher gekommen, mein Kind. Möchtest du mir nicht sagen, wo ich sie finde?“

Unbefangen schlug die Angeredete die großen blauen Augen zu dem Fragenden auf. „Ja — meine Mama ist auch da. Da hinten auf dem hölzernen Ding mit der ekligen Treppe —“ sie deutete nach der Tribüne zurück. „Soll ich dich hinführen?“

„Das wäre in der Tat sehr hübsch von dir. — Wie heißt du denn, mein Liebling?“

„Lia heiß' ich. — Du bist wohl dem Großherzog sein Sohn?“

„Nein — so hoch hinaus geht's leider nicht. Wie kommst du denn dazu, mich dafür zu halten?“

„Weil du auch einen so schönen Bart hast wie er — und solche Augen. Was bist du denn aber?“

„Ich bin ein Maler.“

„O, ich weiß wohl, was das ist. Meine Mama hat in ihrer Stube ein großes Bild, wo sie selbst darauf ist — mit einem kleinen weißen Hund. Das hat auch ein Maler gemacht — sagt sie. Aber der kleine Hund ist schon tot. Ich habe ihn nicht mehr gekannt. Hast du das Bild gemacht?“

„Ein Bild mit einem kleinen weißen Hund darauf habe ich freilich einmal gemalt. Aber es war wohl nicht das, was in deiner Mutter Stube hängt.“

Wie ein wehmütiges Lächeln war es dabei über das Gesicht des Blondbärtigen geglitten; aber in der nächsten Sekunde schon wurden seine Züge sehr ernst, er ließ die Hand des Kindes, das seine Führerin gemacht hatte, aus der seinen gleiten und blieb, während die kleine Lia noch höher strebte, wie angewurzelt auf der erreichten Tribünenstufe stehen.

„Aber so komm doch?“ rief ihm das Kind zu. — „Mama, der Mann ist ein Maler, und er kann auch so kleine Hunde machen wie auf deinem Bild. — Sag ihm doch, daß er unseren Pussy malen soll — bitte, bitte!“

Die schlanke, dunkelgekleidete Frau, auf die sie zugeeilt war, hatte sich von der Dame abgewendet, mit der sie eben im Gespräch gewesen war, und dabei hatte sie auch des Mannes ansichtig werden müssen, von dem sie nur noch eine Entfernung von wenigen Schritten trennte. Ihre Augen begegneten sich, und über das feine, schmale Gesicht des schönen jungen Weibes flammte ein heißes Rot. Mit einer halb unwillkürlichen Bewegung zog sie die kleine Lia fest an sich, und ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Wort der Überraschung, das doch ungesprochen blieb.

Der Maler aber zog mit höflich gemessener Verbeugung seinen Hut. „Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte er, und seine Stimme, die vorhin klar und sonor gewesen war, hatte jetzt einen eigentümlich verschleierten Klang. „Sie werden mir glauben, daß ich den Namen Ihres Töchterchens nicht kannte, als ich es bat, mich zu seiner Mutter zu führen.“

Wenn es wirklich sein unvermuteter Anblick gewesen war, der die junge Frau für einen Moment in so offenkundige Erregung versetzt hatte, so war jedenfalls das erste Wort aus seinem Munde hinreichend gewesen, ihr die verlorene Fassung zurückzugeben, denn nichts als ruhige Freundlichkeit war in ihrer Erwiderung. „Ich glaube es Ihnen gern, Herr Magnus; aber ich freue mich darum nicht weniger, Ihnen so unerwartet noch einmal zu begegnen. Sie sind ein berühmter Mann geworden, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen, und wir Frauen sind immer stolz darauf, eine Berühmtheit unter unseren Bekannten zu haben.“

Er war ohne Zweifel auf ganz anderes gefaßt gewesen als auf eine solche beinahe scherzhaft klingende Begrüßung. „Daß Sie jemals stolz sein würden auf unsere Bekanntschaft, hätte ich mir in der Tat nicht träumen lassen, gnädige Frau," sagte er, „so wenig, als ich darauf gefaßt gewesen bin, Ihnen heute hier gegenüberzustehen."

„Sie wußten also nicht, daß ich in Blankenfeld lebe?"

„Nein. Ich habe die letzten Jahre in Paris zugebracht und bin erst vor wenigen Wochen einer Einladung des Großherzogs in seine Residenz gefolgt. Da ich inzwischen fast alle meine alten Beziehungen gelöst hatte, ist es wohl erklärlich, daß ich über das Schicksal und den Verbleib der Personen, die mir einst nahe gestanden, wenig oder nichts mehr erfuhr."

„Das ist nur natürlich," stimmte sie zu. „Aber Sie sagen, daß Sie Lia gebeten hatten, Sie zu mir zu führen. Darf ich fragen, ob es in einer bestimmten Absicht geschah?"

Er zauderte erst, dann aber warf er wie im Trotz den Kopf zurück und sah der jungen Frau fest in die Augen. „Ich sah die Kleine vorhin auf dem Bahnhof, und ihr Liebreiz entzückte mich so, daß sich mir der Wunsch aufdrängte, ihr Gesicht wenigstens in einer flüchtigen Skizze festhalten zu dürfen. Als ich sie hier wiederfand, ließ ich mich darum von einer vielleicht törichten Eingebung verleiten —"

Er stockte, als könne er nun doch die rechten Worte nicht mehr finden.

Lias Mutter kam ihm zu Hilfe. „Wenn es Ihre Absicht war, mich um die Erlaubnis dazu zu bitten, so ist sie Ihnen selbstverständlich gewährt. Sie brauchen nur die Stunde zu bestimmen, die Ihnen für die Anfertigung der Skizze genehm ist."

Wieder, wie vorhin bei ihrer ersten Anrede, war er sichtlich betroffen. In ihrem Benehmen mußte etwas sein, das ihn auf das höchste überraschte. Aber vielleicht war auch etwas darin, das ihn reizte, denn auf seiner Stirn erschien eine kleine Falte, und nach einem kurzen Schweigen sagte er: „Ihre Güte ist fast beschämend für mich, Frau Engleder. Es hieße fast Mißbrauch damit treiben, wenn ich Sie beim Wort nehmen wollte. Mein Aufenthalt in Blankenfeld war nur bis zum heutigen Abend geplant, denn dringende Verpflichtungen rufen mich für morgen nach der Residenz zurück."

Sie hatte die Ablehnung nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, denn es klang unverändert liebenswürdig, als sie entgegnete: „So kommen Sie noch an diesem Nachmittag, falls es Ihnen so paßt. Ich wohne in der Villa Hortensia, und da ich meine Malübungen noch immer nicht ganz aufgegeben habe, würden Sie sich nicht einmal mit dem Mitbringen des erforderlichen Materials zu bemühen brauchen."

Magnus glaubte zu gewahren, daß ihre Unterhaltung von einigen in der Nähe stehenden Damen, die vielleicht zur Bekanntschaft der jungen Frau gehörten, aufmerksam verfolgt wurde, und ob er es nun aus diesem Grunde für unangemessen hielt, seine Ablehnung noch deutlicher zu wiederholen, oder ob es wieder eine Regung des Trotzes war, die ihn zu ihrer Annahme bestimmte, jedenfalls sagte er hastig, wie unter dem Einfluß eines raschen, kaum überlegten Entschlusses: „Ich werde mir die Ehre geben, von Ihrer Ermächtigung Gebrauch zu machen, gnädige Frau."

Dann verbeugte er sich abermals sehr höflich und stieg die Stufen der Tribüne wieder hinab.

Unten empfing ihn der Offizier, der sein Gespräch

mit der schwarzgekleideten Dame aus der Entfernung beobachtet hatte, und meinte: „Du bist wirklich ein Sonntagskind, mein lieber Rudolf. Die Mutter ist ja noch zehnmal reizender als das Töchterchen, und wie eine Ablehnung deines Wunsches sah die Verabschiedung nicht gerade aus."

Der Maler antwortete nur mit einer leichten Kopfbewegung, und erst als sie aus dem Menschengewühl heraus waren, sagte er: „Ich habe in der Tat die Erlaubnis erhalten, eine Skizze zu machen, und du wirst mich darum für den Nachmittag beurlauben müssen, Kurt."

„Die Kunst hat immer den Vortritt. Aber du siehst mit einem Male so merkwürdig verstimmt aus. Ist denn irgend was Unangenehmes bei der Geschichte?"

Rudolf Magnus schüttelte den Kopf. „Keineswegs — und ich bin auch nicht verstimmt. Es ist mir vielleicht nur ein bißchen ernsthafter zu Sinn als vor einer Viertelstunde. Man hat selten Anlaß zur Fröhlichkeit, wenn ungerufen alte, mühselig eingesargte Erinnerungen aus ihrem Grabe auferstehen."

Der Offizier warf einen raschen, prüfenden Blick auf sein Gesicht, und er mußte wohl etwas darauf gelesen haben, das ihn bestimmte, von weiteren Fragen Abstand zu nehmen.

4.

Die Villa Hortensia war ein ziemlich bescheidenes Häuschen, viel unscheinbarer jedenfalls, als sich's der Maler vorgestellt hatte. Auch die ältliche Person, die ihm öffnete, war gar nicht wie ein herrschaftlicher Dienstbote gekleidet.

Er gab seine Karte ab, doch die Dienerin hatte wohl schon vorher ihre Weisung erhalten, denn sie führte

ihn sogleich in ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer, dessen hübsche und wohnliche, aber im Grunde doch recht einfache Einrichtung dem Maler ersichtlich wiederum eine gewisse Enttäuschung bereitete. Eine Minute später betrat die kleine Lia, noch immer in ihrem duftigen Feststaat vom Vormittag, an der Hand eines unschönen, aber klug und gutmütig aussehenden jungen Mädchens das Gemach.

Während sie sogleich zu kindlich vertraulicher Begrüßung auf Rudolf Magnus zueilte, sagte ihre Begleiterin: „Herr Magnus — nicht wahr? — Ich bin die Erzieherin des Kindes, das Sie zu malen oder zu zeichnen wünschen. — Die gnädige Frau muß sich leider entschuldigen lassen, da sich ihr Migräneanfall, unter dem sie schon am Morgen zu leiden hatte, inzwischen erheblich verschlimmert hat."

Der Maler hatte für einen Moment die Lippen zusammengepreßt wie jemand, der sich in seinen Erwartungen betrogen sieht. Nun verbeugte er sich leicht und erwiderte: „So darf ich vielleicht Herrn Engleder meine Aufwartung machen, denn ich muß doch wohl auch seine Erlaubnis einholen, ehe ich mit meiner Arbeit beginne."

Er wußte sich den verwunderten Blick nicht zu deuten, mit dem die Erzieherin zu ihm aufsah, bevor sie zurückgab: „Herr Engleder ist nicht anwesend, und ich glaube nicht, daß es zu einer Erlaubnis, die Lias Mutter Ihnen erteilt hat, seiner Bestätigung bedarf."

„Das müssen Sie natürlich besser beurteilen können als ich, mein Fräulein. — Aber ich habe außer meinem Skizzenbuche nichts mitgebracht, weil mir Frau Engleder sagte, daß ich alles Erforderliche hier vorfinden würde."

„Ich bin beauftragt, Sie in das Zimmer der gnä-

digen Frau zu führen. Dort ist das Malgerät, und Sie werden da auch das beste Licht für Ihre Arbeit haben."

Sie geleitete ihn über den Gang in ein kleines, einfensteriges Gemach, das halb wie ein geschmackvoll ausgestattetes Damenboudoir und halb wie ein Maleratelier aussah. Wohl eine Minute lang blieb Rudolf Magnus auf der Schwelle stehen, und seine Augen wanderten umher, als wären es eine Menge bekannter und vertrauter Dinge, die sie hier wiederfanden. Ganz zuletzt erst blieben sie an dem großen, in einen schlichten Goldrahmen gefaßten Ölgemälde haften, das an einen bevorzugten Platz in die beste Beleuchtung gehängt war, und das eine mit einem kleinen weißen Hunde spielende junge Dame darstellte. Es war ohne Zweifel das Porträt, von dem Lia ihm am Vormittag gesprochen hatte, denn die Ähnlichkeit des gemalten jungen Mädchens mit ihrer schönen Mutter ließ sich nicht verkennen. Aber die Entstehung des Bildes mußte schon ziemlich weit zurückliegen, denn die hier Dargestellte war sicherlich höchstens achtzehn Jahre alt gewesen, und von der mädchenhaften Frische des holden Geschöpfes auf dem Porträt war der jungen Frau ebensowenig geblieben als von der beinahe übermütigen Schalkhaftigkeit, die da auf der bunten Leinwand so bezaubernd aus den dem Beschauer zugewandten lachenden Augen blitzte.

Lange hatte Rudolf Magnus das Gemälde betrachtet, ehe ihm die Erinnerung an seine Umgebung und an den Zweck seines Hierseins zurückzukehren schien. Nun war er nur noch der von dem Gedanken an die beabsichtigte Arbeit beherrschte Künstler. Ohne langes Versuchen gab er der Kleinen die ihm vorteilhaft erscheinende Stellung und begann mit raschen Strichen ihr Köpfchen zu skizzieren. Was er dabei mit ihr sprach, waren harmlose, dem kindlichen Verständnis

angepaßte Bemerkungen und Scherze, die sorgfältig alles vermieden, was das quecksilberig unruhige Modell zu indiskreten Mitteilungen über seine Angehörigen und deren Leben hätte herausfordern können.

Die Gouvernante, die sich mit einem Buche abseits niedergelassen hatte, nahm an der Unterhaltung keinen Anteil und warf nur verstohlen von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick zu dem eifrig arbeitenden Maler hinüber. Sie mochte auf eine sehr lange Dauer der Sitzung gefaßt gewesen sein, denn es bereitete ihr unverkennbar eine große Überraschung, als der Künstler nach Verlauf von wenig mehr als einer halben Stunde die zuletzt benutzten bunten Stifte an ihren Platz zurücklegte und sich erhob.

„Ich bin fertig," sagte er nach einem tiefen Atemzuge. „Darf ich Sie bitten, mein Fräulein, sich zur Dolmetscherin meines Dankes zu machen, den ich den Herrschaften natürlich auch noch brieflich zum Ausdruck bringen werde?"

„Aber du hast meinen Pussy ja noch gar nicht gesehen!" rief Lia. „Er ist noch viel hübscher wie der Hund auf Mamas Bild. — Komm, ich will ihn dir zeigen. Er ist gewiß draußen im Garten."

Dabei hatte sie schon mit beiden Händchen seine Rechte umklammert, um ihn mit sich fortzuziehen. Als er ihr freundlich klar zu machen suchte, daß er jetzt fortgehen müsse, beharrte sie mit kindlichem Eigensinn: „Du kannst ja auch durch den Hintergarten gehen. Sei nicht garstig! Wenn du ihn siehst, kriegst du ganz gewiß Lust, auch ein Bild von ihm zu machen. Er ist ja viel, viel hübscher als ich."

„Nun, so will ich das Weltwunder von einem Pussy denn in Augenschein nehmen. Erlaube mir nur, zuvor meinen Hut zu holen."

Aber Lia sprang schon zur Tür und kam in derselben Minute mit der Kopfbedeckung des Malers zurück, als fürchte sie, daß er nur nach einem Vorwand gesucht habe, um ihr zu entwischen. Da mußte er sich wohl oder übel ihrem Willen fügen, und sie gingen, von der Erzieherin gefolgt, durch die hintere Gangtür in den dicht verwachsenen, in voller Spätsommerherrlichkeit prangenden Garten hinaus.

„Pussy! — Pussy!“ klang Lias schmetterndes Stimmchen, und als ihr hinter dichtem Buschwerk hervor ein freudiges Bellen Antwort gab, zog sie den Maler, der seine Skizzenmappe unter dem Arme trug, mit sich dahin. Bestürzt aber zuckte er zurück, als sie gleich darauf ausrief: „Ach — und da ist auch die Mama! Nun sollst du ihr gleich das Bild zeigen, das du von mir gemacht hast!“

Er wollte sich eilig entfernen. Doch da raschelte es schon in den Zweigen, und die schlanke, dunkle Gestalt der jungen Frau erschien zwischen den Hecken, die offenbar den Zugang zu einer Laube oder einem anderen heimlichen Ruheplätzchen verbargen.

„Verzeihen Sie!“ sagte der Maler. „Es ist die zweite Ungeschicklichkeit, deren ich mich an diesem Tage schuldig mache. Aber ich ahnte wirklich nicht —“

„Es ist an mir, um Entschuldigung zu bitten,“ fiel sie ihm in die Rede, „denn mein Benehmen könnte Ihnen leicht als eine Unhöflichkeit erscheinen. Aber Sie dürfen mir glauben, daß meine Migräne kein Vorwand gewesen ist. Ich habe seit einigen Jahren entsetzlich unter diesem Übel zu leiden.“

„So wünsche ich von Herzen, gnädige Frau, daß der Anfall bald vorübergehen möge, und bitte um die Erlaubnis, mich Ihnen zu empfehlen, indem ich Ihnen nochmals aufrichtig für Ihre Freundlichkeit danke.“

„Es bedarf keines Dankes. Aber wenn es nicht unbescheiden ist, daß ich Sie darum bitte — möchten Sie mich nicht einen Blick auf Ihre Skizze werfen lassen? Es ist die Eitelkeit der Mutter, der Sie diese Neugier zu gute halten müssen."

Sie war ein wenig zurückgetreten, mit einer Bewegung, die ihn unverkennbar einladen sollte, ihr zu folgen, und nun stand er neben ihr an dem von hohen grünen Laubwänden umgebenen Tischchen, an dem sie vorhin gesessen hatte. Die kleine Lia mußte sich mit der Gouvernante entfernt haben, denn Rudolf Magnus hörte, wie ihr plauderndes Stimmchen verklang, und sein Atem ging schneller, als er sich in der heiteren Stille des linden Sommernachmittags mit dem jungen Weibe allein sah, dessen Anblick nach seinen eigenen Worten alte, mühsam eingesargte Erinnerungen aus ihren Gräbern geweckt hatte.

Seine sonst so sichere Hand bebte merklich, als er in dem Skizzenbuche blätterte, um die rechte Seite zu finden, und er wich halb unwillkürlich um einen Schritt zurück, als die junge Frau sich nun über die Skizze neigte, deren Farben nur leicht, aber mit meisterlicher Berechnung der Wirkung angedeutet waren.

„O, wie schön das ist!" rief sie in ehrlichem Entzücken. „Wie wundervoll charakterisiert — und wie sprechend ähnlich! Ich selbst habe ja schon oft versucht, Lia zu malen, aber was sind meine kläglichen Kritzeleien gegen das Spiegelbild des vollen Lebens!"

Rudolf Magnus hatte sein Messer aus der Tasche genommen, und mit einem einzigen raschen Schnitt trennte er das Blatt aus dem Buche. „So gestatten Sie mir, Ihnen die Skizze zum Geschenk zu machen. Nehmen Sie sie als ein geringfügiges Andenken an den heutigen Tag."

Hastig waren die Worte von seinen Lippen gekommen, und er hatte es vermieden, sie dabei anzusehen.

Auf ihrem Gesicht aber spiegelte sich's für einen Moment eher wie Erschrecken über die unerwartete Gabe. „Das — das kann ich doch wohl nicht annehmen," sagte sie unsicher. „War es denn nicht Ihre Absicht, die Studie zu irgend einem Bilde zu benutzen?"

„Ich hatte diese Absicht schon aufgegeben, ehe ich hierher kam. Ich würde das Bild mit zu vielen schmerzlichen Erinnerungen bezahlen müssen, gnädige Frau."

Wieder flammte es brennend rot über ihre Wangen, doch als sie ihm nach einem kurzen Schweigen ihr Antlitz zukehrte, war es noch weißer als zuvor. „Sie zürnen mir also noch immer? Auch heute, nachdem sechs lange Jahre vergangen sind, können Sie mir nicht vergeben?"

„Ich habe längst aufgehört, Ihnen zu zürnen. Daß ich nicht auch gleichzeitig vergessen konnte, dürfen Sie mir nicht als eine Unfreundlichkeit anrechnen. Der Groll, den ich vielleicht dereinst gegen Sie gehegt, ist längst verflogen. Ich habe eingesehen, daß Sie damals sicherlich so gehandelt haben, wie es in Ihrem eigenen Interesse geboten war. So wenig ich diese Begegnung gesucht habe, so tröstlich und beruhigend wird es künftig für mich sein, Sie als glückliche Gattin und Mutter zu wissen."

„Als glückliche Gattin?" wiederholte sie wehmütig. „Sie wissen also noch nicht, wie es um das Glück meiner Ehe bestellt war? Man hat Ihnen nicht gesagt, daß ich schon längst aufgehört habe, den Namen zu führen, mit dem Sie mich vorhin auf der Tribüne angeredet haben?"

Die Augen des Malers hatten sich weit geöffnet, und mit dem Ausdruck der höchsten, zweifelnden Span-

nung forschten sie in dem ernsten Gesicht der jungen Frau.

„Nichts hat man mir gesagt, und ich habe ja auch niemand gefragt. Aber ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe. — Ihr — Ihr Gatte weilt nicht mehr unter den Lebenden?“

Verneinend schüttelte sie den Kopf. „Er erfreut sich, wie ich vermute, der besten Gesundheit. Aber er ist mein Gatte nicht mehr. Das Schicksal hat Sie grausam an mir gerächt, Rudolf! Gott allein weiß, was ich gelitten habe, ehe ich mir nach furchtbarem Kampfe meine Freiheit zurückgewonnen hatte, die traurige, mit der Verachtung der Menschen behaftete Freiheit einer — geschiedenen Frau.“

Sie konnte es in seinen Zügen lesen, wie erschütternd ihre Mitteilung auf ihn gewirkt hatte. Mühsam mußte er in seiner Betroffenheit nach Worten suchen. „Das — das habe ich selbst in den Stunden der wildesten Verzweiflung nicht auf Ihr Haupt herabgewünscht, Maria! So war es ein Unwürdiger, dem Sie sich gegeben?“

„Lassen Sie uns nicht von ihm sprechen, Rudolf! Was er mir auch angetan haben mag, es war doch wohl nicht mehr, als ich verdient hatte damit, daß ich ihm ohne Liebe zum Altar gefolgt war. Schließlich war er ja im Recht, wenn er mich um dieser großen Lüge willen wie ein verächtliches Geschöpf behandeln zu dürfen meinte.“

„Da Sie sich selbst solcher Unwahrhaftigkeit anklagen — nur deshalb, Maria, denn es würde mir sonst niemals in den Sinn gekommen sein, diese Frage an Sie zu richten — wollen Sie mir dann nicht auch sagen, weshalb Sie mir wenige Wochen nach meiner Abreise die Treue brachen und sich dem Manne verlobten, den Sie nach Ihrer eigenen Erklärung nicht liebten?“

„Aus dem erbärmlichsten und schimpflichsten Grunde von der Welt. Ich nahm Leopold Engleders Werbung an, weil er reich war. So und nicht anders haben Sie es doch wohl auch von vornherein gedeutet?“

„Ja — ich habe es so aufgefaßt, als ich Ihren Absagebrief erhielt. Aber heute, da ich Ihnen Auge in Auge gegenüberstehe, da ich wieder Ihre Stimme höre und Ihr Gesicht sehe — heute kann ich es nicht mehr glauben. Nein, es ist unmöglich — Sie sind niemals fähig gewesen, mit den höchsten und heiligsten Dingen ein schnödes Spiel zu treiben.“

„Es wäre erfreulich für mich, wenn ich Sie bei dieser Überzeugung lassen könnte. Aber ich habe keinen Grund mehr zum Lügen. Es ist ganz buchstäblich so gewesen, wie ich Ihnen sagte: Sie waren ein armer, namenloser Künstler mit sehr ungewissen Zukunftsaussichten, und Leopold Engleder war ein reicher Mann. Was verschlug es da, daß er mir im tiefsten Herzen zuwider war, und daß mich ein Grauen überkam, wenn ich ihn sah!“

„Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben, Maria! Aber Sie würden das nicht tun, wenn Sie ahnten, welchen Schmerz Ihre Worte mir bereiten.“

„Könnte es Ihnen denn wirklich eine Genugtuung gewähren, wenn ich meine damalige Handlungsweise zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen vermöchte? Ist es nicht im Gegenteil viel besser für Sie, wenn Sie aus meinem eigenen Munde die Bestätigung erhalten, daß Sie mir nur Gerechtigkeit widerfahren ließen, indem Sie all diese Zeit hindurch mit Verachtung an mich dachten?“

„Was soll ich Ihnen darauf erwidern? Sie müssen eine sehr geringe Meinung von den Empfindungen eines Mannes haben, wenn es Ihnen Ernst sein konnte mit einer solchen Frage.“

Tiefer noch als seine Worte ergriff sie der schmerzliche Vorwurf in seinem Blick, und alle Herbigkeit war aus dem Klang ihrer Rede verschwunden, als sie nach einem sekundenlangen Zaudern sagte: „So mögen Sie denn in Gottes Namen erfahren, was ich mir damals allstündlich ins Gedächtnis zurückrufen mußte, um mein armes, rebellisches Herz zum Schweigen zu bringen und mein mahnendes Gewissen zu beschwichtigen. — Ja, es war einzig dieses Mannes Reichtum, der mich bestimmte, sein Weib zu werden. Aber nicht deshalb geschah es, weil sein Reichtum mich verblendete und lockte, sondern weil er, wie es ja schon so vielen anderen Mädchen auch gegangen ist, weil er denen zur Rettung werden sollte, die mir am nächsten standen und gegen die ich noch heiligere Verpflichtungen hatte als gegen Sie. — Die scheinbare Wohlhabenheit des Hauses, als dessen gefeierte Tochter Sie mich kennen gelernt hatten, war nur ein Trug. In Wirklichkeit war mein Vater dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Untergange nahe. Durfte ich ihm zürnen, wenn er unter solchen Umständen in dem reichen Bewerber nichts anderes sah als das winkende Glück, und wenn eine Abweisung des rettenden Freiers mich in seinen Augen zu der undankbarsten und lieblosesten aller Töchter gemacht hätte?“

Wie ein heller Freudenschimmer war es über das Gesicht des Malers gegangen, und mit einer stürmischen Bewegung ergriff er die Hand der jungen Frau, um sie an seine Lippen zu ziehen. „O, Maria — Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich in diesem Augenblick gemacht haben!“

Aber nur für einen einzigen Moment war sie durch sein unerwartetes Ungestüm überrumpelt worden. Als sein Mund ihre Hand noch kaum berührt, hatte sie sie schon wieder befreit. „Nicht so, Rudolf — ich bitte

Sie!" sagte sie leise. „Wir dürfen heute nur noch wie verständige Leute über diese Dinge reden. Die Schmerzen und die Kämpfe liegen ja weit hinter uns, und es ist nicht viel anders, als ob wir von den Schicksalen fremder Menschen sprächen. Ich hatte mein Leben und die Zukunft meiner Familie auf einer Lüge aufbauen wollen, und sie sind zusammengebrochen, wie alles zusammenbricht, dem die Grundlage der Wahrhaftigkeit fehlt. Leopold Engleder war nicht der großmütige, opferwillige Schwiegersohn, für den mein Vater ihn gehalten. Die Katastrophe, die ich durch meine Heirat zu verhindern gehofft hatte, trat dennoch ein, und schon vor vier Jahren ist mein Vater als ein bankerotter, gebrochener Mann aus dem Leben geschieden. Meine Mutter folgte ihm bald, und fast möchte ich sagen, daß das Schicksal es gut mit ihnen meinte, denn sie würden unter dem Martyrium, das die folgenden Jahre meiner Ehe für mich bedeuteten, vielleicht noch schwerer gelitten haben als ich selbst, da sie sich ja den wesentlichsten Anteil an ihrem Zustandekommen beimessen mußten. Um meines Kindes willen hatte ich zuerst alles ertragen wollen, aber am Ende ging es doch über meine Kraft, und mit der Verzweiflung eines gemarterten Geschöpfs begann ich den Kampf um die Freiheit, der, wie Sie sehen, mit meinem Siege geendet hat. Ich bin nicht nur der Tyrannei meines Mannes für immer entrückt, sondern ich habe auch mein geliebtes Kind behalten dürfen. So habe ich, wenn auch auf einem langen, dornenvollen Umwege, zuletzt doch noch das Glück gefunden, auf das ich kaum noch eine Hoffnung und sicherlich keinen Anspruch hatte."

„Das Glück?" fragte er. „Das Glück, Maria? — Hatten wir es uns nicht anders ausgemalt — damals in den Tagen unserer jungen Liebe?"

„Gewiß!“ stimmte sie mit leisem Neigen des Kopfes zu. „Es ist kein stürmisches und berauschendes Glück, keines, das man jubelnd aller Welt verkünden möchte; aber die holden Illusionen meiner Mädchenjahre hatte ich ja schon so lange begraben, daß mir Ruhe und Frieden als das Köstlichste erschienen, was mir hier auf Erden noch zu teil werden könnte. Es wäre töricht und undankbar, wenn ich jetzt, da sie mir geworden sind, noch irgend einem anderen Wunsche Raum geben wollte in meinem Herzen.“

Da vermochte er nicht länger zurückzudrängen, was leidenschaftlich heiß seine Seele bewegte. „Nein, Maria,“ rief er. „Es wäre weder töricht noch undankbar, denn diese vorzeitige Resignation ist eine Versündigung, ein Verbrechen an deiner Jugend. Sind wir denn so alt geworden in diesen kurzen sechs Jahren, daß wir nicht noch immer zur köstlichsten Wirklichkeit machen könnten, was wir einst erträumten?“

Er machte einen Versuch, seinen Arm um sie zu legen, doch mit einer Bewegung, deren Entschiedenheit nicht zu mißdeuten war, wußte Maria sich ihm zu entziehen.

„Wenn ich das geahnt hätte, Rudolf — nicht ein Wort wäre über meine Lippen gekommen. Ich hielt mich überzeugt, daß du über das Vergangene ebenso ruhig dächtest wie ich. Nur darum durfte ich so rückhaltlos aufrichtig gegen dich sein. Es tut mir weh, daß du mich so ganz mißverstehen konntest.“

„Es ist also nichts von der alten Liebe in deinem Herzen zurückgeblieben, nicht der winzigste, armseligste Rest, an den sich meine Hoffnung klammern könnte?“

Mit ruhig ernstem Antlitz schüttelte die junge Frau den Kopf. „Meine Liebe gehört nur noch meinem Kinde, Rudolf! Ich habe an dem armen, vaterlosen

Wesen so viel, so unendlich viel gutzumachen, habe ihm so viel zu ersetzen, was seiner Kindheit zum Teil auch durch meine Schuld genommen worden ist, daß daneben nicht Raum sein darf für etwas anderes. Bei ruhiger Überlegung wirst du das selbst einsehen und wirst mir Dank wissen für die Antwort, die ich dir jetzt gegeben habe."

Als wollte ihr der Zufall eine Helferin zuführen in ihrem Kampf gegen die Versuchung, drängte sich in diesem Augenblick Lias zierliche Gestalt durch die Hecke, und mit einem jubelnden „Mama! Meine liebe, liebe Mama!" flog das Kind auf sie zu, um sie mit beiden Ärmchen zu umklammern.

Da unterdrückte Rudolf Magnus die drängende und flehende Erwiderung, die ihm auf den Lippen gelegen hatte. „Ich sage Ihnen also Lebewohl, Maria! Diesmal vermutlich für immer. Möge Ihnen das, was Sie Ihr Glück nennen, ungetrübt erhalten bleiben. In Freundschaft und in — in Liebe Ihrer zu gedenken, werden Sie mir ja hoffentlich nicht verbieten."

Maria reichte ihm die Hand, und diesmal ließ sie es ohne Widerstreben geschehen, daß er sie an seine Lippen führte.

5.

Es war an einem trübseligen Nachmittag im Januar, als Leopold Engleder bei der Heimkehr aus seinem Klub einen Brief mit dem Poststempel Blankenfeld vorfand, den er mit unmutigem Stirnrunzeln vor allen anderen Posteingängen erbrach.

Es war eine Anzahl engbeschriebener Blätter, die er entfaltete, und er las:

„Sehr geehrter Herr! Die energische, um nicht zu sagen drohende Art, wie Sie mir in Ihrem letzten Briefe den Wortlaut unseres Abkommens ins Gedächtnis

zurückrufen, zwingt mich zu einer Rechtfertigung, deren es kaum bedürfen würde, wenn Sie eine richtige Vorstellung von den geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten hätten, die sich der Ausführung meines Auftrags bisher entgegengestellt haben. Ich habe es für zwecklos gehalten, Sie mit langen Berichten zu ermüden, solange ich nicht im stande war, Ihnen zugleich etwas in Ihrem Sinne Erfreuliches zu melden. Denn es konnte mir nichts daran liegen, Sie mit Versprechungen hinzuhalten, die sich doch nur als trügerische hätten erweisen müssen. Sie hatten vollkommen recht, als Sie mich bei unserer letzten Unterredung darauf hinwiesen, in wie hohem Maße das Mißtrauen und die Wachsamkeit der beiden Frauen mir meine Aufgabe erschweren würden, und ich begreife es jetzt sehr gut, warum die von dem Detektivinstitut ausgesandten Leute ihren Zweck nicht zu erreichen vermochten. Eine Prinzessin kann nicht besser behütet sein als Ihr Töchterchen, und die kleinstädtischen Verhältnisse bilden ebenso wie das eingezogene Leben Ihrer ehemaligen Gattin für eine unauffällige Annäherung Hindernisse der widerwärtigsten Art. Daß ich, um nichts zu verderben, mit der äußersten Vorsicht operieren müsse, wurde mir sofort klar, nachdem ich das Terrain ausgekundschaftet hatte, aber ich hatte allerdings gehofft, in einigen Monaten weiter zu kommen, als bis zu dem Punkte, an den ich jetzt gelangt bin.

Man erzählte mir, daß Ihre ehemalige Frau, die bei der Niederlassung in Blankenfeld wieder ihren Mädchennamen Harras angenommen hat, fast das Dasein einer Einsiedlerin führe, und daß ihr Verkehr sich auf einige wenige Damen beschränke, mit denen sie schon von früher her freundschaftliche Beziehungen verknüpften. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ge-

nießt sie allgemein die größte Achtung. Man läßt sie nicht unter dem Vorurteil leiden, das sonst allgemein gegen eine geschiedene Frau besteht, und ich habe niemals anders als in sympathischen Ausdrücken von ihr reden hören. Sie beschäftigt sich mit Malerei, für die sie unzweifelhaft ein bedeutendes Talent hat, denn die Bilder, die sie vor einigen Wochen für eine zu wohltätigen Zwecken veranstaltete Verlosung hergeschenkt hat, waren sehr schön. Auch sonst steht sie in dem Rufe, in aller Stille viel Gutes zu tun, und ihre persönliche Liebenswürdigkeit wie ihr bestechendes Aussehen haben schließlich wohl auch das Ihrige dazu beigetragen, sie allgemein beliebt zu machen."

„Hat der Kerl den Verstand verloren," murmelte Engleder, „oder will er mich zum besten haben, daß er mir mit solchem Geschwätz zu kommen wagt?"

Er überschlug eine ganze Seite, auf der es in derselben Tonart fortging, um erst auf der folgenden weiter zu lesen:

„Die vorhin erwähnten Damen konnten für mich als Vermittlerinnen einer Annäherung an Ihre ehemalige Gattin nicht in Betracht kommen, denn sie sind fast ebenso unzugänglich wie Frau Harras selbst. Ein Vorwand, unter dem ich mich selbst hätte einführen können, ließ sich nicht finden. Da kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ich habe Ihnen bereits erzählt, daß sich einer meiner Jugendfreunde, ein Doktor Max Arendt, als praktischer Arzt in Blankenfeld niedergelassen hat, und dieser Umstand erschien mir anfänglich für meine besonderen Zwecke so unbequem, daß ich es nicht nur vermied, den Doktor aufzusuchen, sondern daß ich auch auf das ängstlichste bemüht war, einer zufälligen Begegnung auszuweichen. Aber in einer so kleinen Stadt ist es auf die Dauer unmöglich, sich vor jemand

zu verstecken, und so sah ich mich denn eines Tages ganz unvermutet dem alten Freunde gegenüber, der über das Zusammentreffen eine viel größere Freude hatte als ich, und mich gar nicht wieder loslassen wollte. Natürlich tischte ich ein Märchen auf, das ihm meinen Aufenthalt in Blankenfeld erklären sollte, und da er ein sehr gutmütiger, argloser Mensch ist, fiel es mir nicht sonderlich schwer, ihn zu täuschen. Eine glückliche Eingebung veranlaßte mich, schon beim ersten Zusammensein den Namen Ihrer ehemaligen Gattin in die Unterhaltung einfließen zu lassen, und da stellte es sich heraus, daß Arendt die Dame nicht nur persönlich kannte, sondern daß er sogar schon wiederholt sie selbst wie Ihr Töchterchen ärztlich behandelt hatte. Nun wußte ich, wo ich den Hebel einsetzen müsse, um meinem Ziele näher zu kommen, und von dieser Stunde an pflegte ich die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Doktor auf das eifrigste. Es kostete mich nicht viel Mühe, herauszubringen, daß er eine stille Schwärmerei für die schöne Frau Harras im Herzen trägt, und daß er glücklich ist über jede Gelegenheit, die ihm eine Möglichkeit verschafft, sie zu sehen. Darauf baute ich meinen Plan. Ich schloß mich an den Doktor an wie sein Schatten, und ich erreichte damit wirklich, was ich zu erreichen gehofft hatte. Bei einem Konzert, das ich in der Begleitung meines Freundes besuchte, trafen wir Frau Harras, und ich wußte es so einzurichten, daß der Doktor genötigt war, mich ihr vorzustellen. Ich bemühte mich natürlich nach Kräften, einen günstigen Eindruck auf die Dame zu machen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Bemühen nicht erfolglos geblieben ist. Wenn sie auch nicht eigentlich aus ihrer kühlen Zurückhaltung heraustrat, so hatte ich doch nun wenigstens das Recht gewonnen, sie bei zu-

fälligen Begegnungen auf der Straße zu grüßen, und als ich sie einmal in der Begleitung Ihres Töchterchens traf, konnte es mir nicht als Aufdringlichkeit ausgelegt werden, daß ich sie anredete, um ihr einige Artigkeiten über die Kleine zu sagen. Ich hatte sehr bald ausgekundschaftet, zu welchen Zeiten die Gouvernante, die eine höchst unangenehm argwöhnische Person ist, mit ihrem Zögling spazieren zu gehen pflegte, und ich wußte es unauffällig einzurichten, daß sie mir auf diesen Spaziergängen häufig in den Weg lief. So konnte ich mit der kleinen Lia Freundschaft schließen und mir nach und nach das volle Vertrauen des Kindes gewinnen. Daß mir das bei der Ausführung unseres Vorhabens von unschätzbarem Werte sein kann, werden Sie gewiß zugeben, und die vorstehende Schilderung meiner Tätigkeit wird mich in Ihren Augen hoffentlich von dem für mich sehr peinlichen Verdacht reinigen, daß ich meine Zeit verloren und meinen hiesigen Aufenthalt lediglich dazu benutzt hätte, um auf Ihre Kosten ein angenehmes Leben zu führen. Denn mein Leben ist, bei Gott, nichts weniger als angenehm. Der Gedanke an das schwere, gefährliche und strafwürdige Unternehmen, zu dem Sie mich ausersehen haben, liegt mir seit dem Tage, wo ich die persönliche Bekanntschaft Ihrer ehemaligen Gattin gemacht, wie eine Zentnerlast auf der Seele, und ich leide unter der Trennung von dem Wesen, das ich über alles liebe, viel mehr, als es sich mit Worten ausdrücken läßt. Dazu kommt, daß die Briefe meiner Braut in der letzten Zeit viel spärlicher geworden sind, und daß ich in diesem Augenblick nicht einmal weiß, ob sie für die aufgegebene Stellung schon einen Ersatz gefunden hat, der sie gegen Entbehrung sichert.

Ich würde Sie mit der Erwähnung dieser meiner

Privatangelegenheiten nicht behelligen, wenn es nicht nötig gewesen wäre, um die Bitte zu begründen, die ich Ihnen aussprechen möchte. Ich kann den Zustand der Ungewißheit, in dem ich mich über das Ergehen meiner Braut befinde, nicht länger ertragen, und ich werde gewiß viel freudiger und zuversichtlicher an den letzten und schwersten Teil meiner Aufgabe herangehen, wenn Sie Ihr wiederholt ausgesprochenes Verbot zurücknehmen und mir gestatten, meine Verlobte zu besuchen, wäre es auch nur auf einen einzigen Tag. Ich bitte Sie darum von ganzem Herzen — nicht bloß in meinem, sondern auch in Ihrem eigenen Interesse, denn wir werden uns über den von mir gefaßten Plan viel besser mündlich verständigen, als es auf dem umständlichen brieflichen Wege geschehen könnte.

Er ist nämlich in der Tat so gut wie fertig, dieser Plan zur Entführung Ihres Töchterchens. Ich will aufrichtig genug sein, zu bekennen, daß es wiederum der Zufall gewesen ist, der mir die rechten Wege gewiesen hat. Von meinem Freunde, dem Doktor, wußte ich längst, daß Frau Harras seit dem letzten Sommer mit dem Zustande ihrer Gesundheit nicht mehr recht zufrieden ist, und daß er ihr schon wiederholt angeraten hatte, einige Monate in einem milderen Klima zu verbringen. Sie wollte sich, wie sie sagte, nicht von der ihr lieb gewordenen Umgebung trennen, zumal sie ihrer Nervenverstimmung keine ernstliche Bedeutung beimaß. Nun ist aber in der Weihnachtswoche auch Ihr Töchterchen erkrankt, und wenn es sich dabei auch nur um eine der gewöhnlichen, schnell behobenen Kinderkrankheiten gehandelt hat, so ist ihr davon doch ein häßlicher Katarrh zurückgeblieben, der bei der zarten Konstitution der Kleinen leicht von dauerndem Nachteil für ihre Gesundheit werden könnte. Wieder hat Doktor

Arendt dringend zu einem Klimawechsel während der nächsten Wintermonate geraten, und diesmal, wo es sich nicht mehr um sie selbst, sondern um ihr Kind handelt, hat sich Frau Harras entschlossen, seinen Rat zu befolgen. Sie gedenkt schon in der kommenden Woche abzureisen und bis zum Frühling auf der Insel Capri Aufenthalt zu nehmen. Besser konnte es sich für unsere Zwecke gar nicht fügen, denn was hier so gut wie unmöglich gewesen wäre, wird sich auf italienischem Boden wahrscheinlich ohne zu große Schwierigkeit und Gefahr ausführen lassen. Ich habe in der Voraussicht Ihrer Zustimmung meinem Freunde bereits angedeutet, daß ich ebenfalls nach Italien zu reisen gedenke, und es wird unter diesen Umständen nichts Auffälliges mehr haben, wenn ich eines Tages auf Capri erscheine. Über die Einzelheiten der Ausführung läßt sich ohne Kenntnis der dortigen Verhältnisse von hier aus natürlich noch keine Entschließung fassen; in der Hauptsache aber müßten wir doch zu einem Einverständnis gelangt sein, bevor ich meine Reise antrete. So ersuche ich Sie denn nochmals um die telegraphische Ermächtigung, Sie an einem der nächsten Tage persönlich aufzusuchen, damit wir alles weitere bereden können. Daß Sie mich damit auch aus anderen Gründen zu einem sehr glücklichen Menschen machen werden, habe ich bereits ausgesprochen. Lassen Sie darum nicht lange auf die ersehnte Nachricht warten

Ihren ergebenen

Georg Lindenschmitt."

Sobald Leopold Engleder mit der Lektüre des Briefes zu Ende gekommen war, zog er sich eines der auf seinem Schreibtisch liegenden Depeschenformulare heran und schrieb ohne alles Besinnen:

„Muß Ihnen aus triftigen Gründen Reise hierher

unbedingt verbieten. Würde sie als Vertragsbruch betrachten und entsprechend handeln. Bin im übrigen mit Ihrem Plane einverstanden und werde Ihnen brieflich weitere Informationen zugehen lassen."

Er klingelte nach dem Diener und beauftragte ihn, das Telegramm sofort zum Postamt zu bringen. Dann warf er Georg Lindenschmitts Brief in das Ofenfeuer und sah aufmerksam zu, wie ihn die Flammen bis auf den letzten Fetzen verzehrten.

Eben hatte er das eiserne Türchen mit dem Fuße wieder geschlossen, als ein Geräusch hinter seinem Rücken ihn veranlaßte, den Kopf zu wenden, und er zu seiner Überraschung Magda Bergers elegante Gestalt auf der Schwelle stehen sah.

Sie war viel kostbarer gekleidet als bei jenem ersten Besuch, den sie ihm vor nahezu fünf Monaten abgestattet. Auch ihr blühendes Gesicht schien heute fast noch hübscher als damals, und die Erregung, die aus ihren dunklen Augen blitzte, war sicherlich nicht dazu angetan, ihre eigenartige Schönheit zu beeinträchtigen.

„Was machst du denn da?" fragte sie, als ihr Leopold Engleder sein Gesicht zukehrte. „Sind es alte oder neue Liebesbriefe gewesen, die du so vorsichtig verbrannt hast?"

Er war rasch auf sie zugetreten und hatte sie an beiden Händen vollends ins Zimmer hineingezogen. „Welche Überraschung, mein Liebling! Komm — laß dich für diesen glorreichen Einfall küssen!"

Sie bot ihm ihre roten Lippen, aber sie machte sich dann sogleich wieder aus seinen Armen frei. „Nicht so stürmisch — bitte! Dazu bin ich nicht hier. Du kannst dir wohl denken, daß ich nicht in deine Wohnung gekommen wäre, wenn ich nicht sehr ernsthafte Dinge mit dir zu besprechen hätte. — Aber du bist mir immer

noch die Antwort schuldig auf meine Frage: was für Briefe waren es, die du da verbrannt hast?“

„Eigentlich sollte ich dich ein bißchen eifersüchtig machen, indem ich dich bei deinem Glauben ließe. Aber ich bin ein wahrheitsliebender Mensch. Es war ein schier unendlicher Herzenserguß des wackeren Herrn Georg Lindenschmitt, den ich dem Flammentode geweiht habe.“

„Ich fürchte, mein Lieber, daß dir sehr bald die Lust vergehen wird, in diesem Tone von ihm zu sprechen. Auch ich habe vor einer Stunde einen Brief von ihm erhalten, und was er enthielt, hat mich durchaus nicht zur Heiterkeit gestimmt. Es scheint fast, als ob er anfinge, die Wahrheit zu erraten, denn er hat mir mit aller Bestimmtheit sein Hierherkommen für einen der nächsten Tage angekündigt.“

„Ist es nur das, was dich in solche Aufregung versetzt hat, Schatz? Sei unbesorgt! Der gute Georg wird nicht kommen. Ich habe es ihm soeben in einem sehr kategorischen Telegramm verboten, und du weißt, daß er die allertriftigste Veranlassung hat, sich meinem Willen nicht zu widersetzen.“

Aber die schöne Magda war ersichtlich noch nicht ganz beruhigt. Während sie sich, ohne ihren Hut oder ihr Jakett abzulegen, in einen Sessel niederließ, sagte sie kopfschüttelnd: „Du solltest die Macht nicht überschätzen, Leopold, die sein Verbrechen dir über ihn gegeben hat. Er mag in allem anderen dein willfähriger Sklave sein, in diesem einen aber wird er sich gewiß nicht so demütig und widerspruchslos bescheiden, wie du glaubst. Er liebt mich wirklich, und er hat mir mehr als einmal im vollsten Ernst erklärt, daß er sich und mich töten würde, wenn ich ihm je die Treue bräche. Und nun muß ich ihn auf dein Geheiß schon

seit Monaten belügen. Ich zittere jedesmal, wenn mir der Postbote einen Brief von ihm bringt. Wenn er eines Tages unversehens selbst vor mir stände — ich glaube, daß ich schon vor Angst den Tod davon haben könnte."

Engleder hatte sich einen Stuhl dicht neben ihren Sessel gerückt und zärtlich den Arm um ihre Schultern gelegt. „Du bist der reizendste kleine Angsthase unter der Sonne, Liebling! — Aber Hunde, die viel bellen, beißen in der Regel nicht. Wenn man alle Todesdrohungen feuriger Liebhaber ernst nehmen wollte, wäre die Welt vermutlich längst ausgestorben. Wenn du den guten Georg so klein und jämmerlich vor dir gesehen hättest, wie ich ihn hier vor mir sah, würdest du sicherlich längst aufgehört haben, dich vor seiner wilden Leidenschaftlichkeit zu fürchten. Vielleicht wird er im stillen Kämmerlein ein paar salzige Tränchen vergießen, aber er wird gewiß nicht daran denken, dir oder mir oder auch nur seiner eigenen teuren Person irgend ein Leid anzutun. Verlaß dich auf mich, Schatz — ich kenne die Menschen und weiß, wie ihre Deklamationen zu bewerten sind."

„Aber warum bestehst du dann so hartnäckig darauf, unsere Beziehungen vor ihm geheimzuhalten? Warum legst du mir die Marter auf, seine glühenden Liebesbriefe lesen und beantworten zu müssen, wie wenn zwischen ihm und mir noch alles beim alten wäre? Ich bin mit diesen Antworten gewiß so sparsam wie möglich, aber um zu verhindern, daß er eine Tollheit beging und trotz aller Verbote hierher kam, mußte ich ihm doch hie und da ein paar Zeilen schreiben. Du hast offenbar keine Vorstellung davon, welche Qualen mir jedes dieser erlogenen Worte bereitet hat."

„Ich begreife es sehr wohl, liebes Herz, und weiß,

wie viel Dank ich dir dafür schulde. Aber ich war nun einmal durch die Umstände gezwungen, das Opfer von dir zu verlangen. Seitdem ich dir gesagt habe, von welcher Art Lindenschmitts Auftrag ist, und wieviel mir daran liegt, daß er ihn erfolgreich ausführt, müßtest du meine Beweggründe doch eigentlich ohne weitere Erklärung verstehen. Schwächlinge von der Art dieses Burschen sind gewöhnlich für lange Zeit zu nichts Ordentlichem zu brauchen, wenn sie das Opfer eines, nach ihrer Meinung natürlich unheilbaren Liebeskummers werden. Und wenn auch mein Vertrauen in den Erfolg seiner Bemühungen bis zu dem heutigen Tage kein zu großes gewesen ist, so wollte ich mich doch schließlich nicht selbst um die letzte Chance bringen."

„Ich soll es ihm also noch immer nicht mitteilen — auch nicht als Antwort auf seinen heutigen Brief?"

„Habe nur noch ein klein wenig Geduld, Schatz! Schreib ihm ein paar nichtssagende Zeilen. Ihr Frauen seid ja so erfinderisch, wenn sich's darum handelt, Vorwände für das Hinauszögern einer unbequemen Auseinandersetzung zu ersinnen, und Liebende von seiner Art sind in der Regel schon zufrieden, wenn sie nur ein Lebenszeichen von der Angebeteten in den Händen halten."

Magda seufzte. „Du hast eine sehr leichtherzige Art, diese Dinge anzusehen. Weißt du auch, mein Freund, daß mir dabei ein wenig bange werden könnte um meine eigene Zukunft?"

„Dir? Aber warum denn?"

„Du hast eine so geringe Meinung von den Frauen und eine so eigene Auffassung von der Liebe. Was bürgt mir dafür, daß du nicht mit mir eines Tages ebenso verfährst, wie ich jetzt auf deinen Antrieb dem armen Georg mitspielen muß?"

„Das sind törichte Sorgen, Herzensschatz! Wie oft soll ich dir wiederholen, daß ich noch nie für ein Weib gefühlt habe, was ich für dich empfinde? Daß ich alles andere ertragen könnte, nur nicht den Gedanken, dich zu verlieren?“

„Das sind Worte, Leopold — nichts als schöne, hochtrabende Worte. Den Beweis dafür, daß sie ernsthaft gemeint sind, den einzigen, der mich überzeugen und all meinen bangen Zweifeln ein Ende machen könnte, bist du mir bis zur Stunde noch schuldig geblieben.“

„Du wirst ihn erhalten — ich schwöre es dir, Magda!“

„Wenn du dein Kind zurückerhalten hast und Deutschland für immer verlassen kannst — das ist und bleibt die Voraussetzung für die Einlösung deines Heiratsversprechens? Aber ich kann zur Greisin geworden sein, ehe diese Voraussetzung zutrifft.“

Engleder lachte. „Nein, bis zu diesem Zeitpunkt möchte ich die Erfüllung meiner Wünsche denn doch nicht hinausgeschoben sehen. Es hat aber auch glücklicherweise ganz den Anschein, als ob wir unmittelbar vor ihrer Verwirklichung ständen. Meine ehemalige Frau ist im Begriff, mit meinem Kinde nach Italien zu reisen, und dort, wo mit Geld alles zu erreichen ist, werde ich mich viel leichter in den Besitz der Kleinen bringen können, als es hier möglich gewesen wäre. Vielleicht schon in der nächsten Woche werden wir uns nach dem sonnigen Süden aufmachen, Schatz, denn es ist selbstverständlich, daß du mich begleitest.“

„Nur als deine Frau, Leopold — als deine rechtmäßig angetraute Gattin. Du kennst meine Grundsätze, und du weißt, daß ich nicht um Haaresbreite davon abweichen werde.“

„Aber das ist ja purer Eigensinn! Können wir uns

nicht unmittelbar nach der Ankunft in unserer neuen Heimat trauen lassen? Ist dir mein Wort nicht Bürgschaft genug?"

„Ich will dich nicht kränken, aber so weit kenne ich das Leben auch, um zu wissen, wie ihr Männer in Liebesangelegenheiten über die Heiligkeit eures Ehrenwortes denkt. Niemals werde ich einem Manne folgen, der durch nichts anderes an mich gebunden ist als durch seine gnädige Laune — niemals, und wenn ich ihn bis zum Wahnsinn liebte!"

Daß es ihr vollster Ernst war mit dieser Versicherung, offenbarte sich nicht nur in dem entschiedenen Klang ihrer Worte, sondern es stand in leserlichen Zügen auch auf ihrem Gesicht geschrieben. Aber gerade mit seinem Ausdruck einer stolzen, unbeugsamen Entschlossenheit war dies Gesicht von berauschender Schönheit, und Leopold Engleders Blicke hingen an ihr mit verzehrender Glut.

„Aber es steht vielleicht alles auf dem Spiele, wenn ich gezwungen sein soll, die Reise hinauszuschieben," sagte er mit einem letzten, unsicheren Versuch, sie zu überreden. „Ich werde wahrscheinlich niemals nach Deutschland zurückkehren dürfen, wo meine ehemalige Frau die Polizei auf ihrer Seite haben würde. Die Vorbereitungen für eine Eheschließung aber müßten mindestens vier Wochen in Anspruch nehmen."

„Ich dränge dich nicht. Es steht dir ja frei zu reisen — ohne mich."

„Niemals! Dich hier zurücklassen, hieße auf deinen Besitz verzichten, und nichts in der Welt wird mich zu solchem Verzicht bestimmen. — Sage mir doch, was ich tun soll, Magda! — Zeige mir einen Weg, auf dem deine und meine Wünsche sich vereinigen lassen."

Sie hatte sich aus ihrem Sessel erhoben, und mit

einer leichten, fast geringschätzigen Bewegung der Schultern wandte sie sich von dem Erregten ab. „Was hilft es, über Dinge zu reden, die dir doch gar nicht ernst sind! Muß ich nicht fürchten, daß du dich insgeheim über mich lustig machen würdest, wenn ich naiv genug wäre, dir im Glauben an deine Aufrichtigkeit einen solchen Weg zu zeigen?"

Er bemächtigte sich ihrer Hände, und seine Stimme bebte vor Leidenschaft, als er sie bedrängte: „Laß es meine Sache sein, dir den Beweis meiner Aufrichtigkeit zu erbringen. Sage mir, was ich tun soll, um dich nicht zu verlieren. Wenn es nicht jenseits aller Möglichkeit ist —"

„Hüte dich vor einem leichtsinnigen Versprechen!" fiel sie ihm in die Rede. „Es gibt Dinge, die ich nie — niemals verzeihen könnte."

Er beharrte auf seinem Verlangen.

Da bohrten ihre schönen dunklen Augen sich fest in die seinen, und sie sagte: „Ich weiß, daß man im Besitz der erforderlichen Ausweise drüben in England nicht mehr als zwei oder drei Tage braucht, um alle für den Vollzug einer Eheschließung erforderlichen Förmlichkeiten zu erfüllen. — Nun sage mir, ob es jenseits aller Möglichkeit ist, daß wir uns in England trauen lassen, ehe du die Reise nach Italien antrittst?"

Nur für einen einzigen Augenblick zeigte er ihr die Betroffenheit, in die ihre Worte ihn versetzt hatten. Dann riß er sie mit einem Ungestüm, gegen das ihr Widerstand machtlos war, in seine Arme. „Nein — es ist nicht unmöglich!"

„Leopold!" jubelte sie auf, und jetzt schlangen ihre weichen Arme sich freiwillig um seinen Hals. „Bei allem, was dir heilig ist, schwöre mir, daß es dein Ernst ist!"

....

„Ich schwöre dir's bei dem Haupte meines Kindes."

Nie hatte sie ein Wort von so feierlichem Ernst aus dieses Mannes Mund vernommen, und in all ihrer jauchzenden Glückseligkeit über die Erreichung des mit so kluger Beharrlichkeit seit Monaten verfolgten Zieles rieselte es für einen Moment wie ein Erschauern über ihre Schultern.

Sie verbarg ihr Gesicht an Engleders Brust und sagte leise: „Ich glaube dir. Es kann keine Lüge sein, die du bei dem Leben deines Kindes beschwörst."

„Und du liebst mich, Magda? — Nur mich?"

„Ja — ich liebe dich."

„Du wirst dich nicht sträuben, mit mir zu gehen, wohin ich dich auch führe?"

„Ich folge dir als dein Weib — wenn es sein muß bis an das Ende der Welt."

6.

Auf der sonnigen, in zahlreichen Serpentinen emporsteigenden Straße, die statt der alten steilen Felsentreppe aus der Ortschaft Capri zu dem höher gelegenen Anacapri hinaufführt, stand an einer Wegbiegung Rudolf Magnus plötzlich vor ihnen. In Begleitung der kleinen Lia und ihrer Erzieherin war Maria schweigsam und gedankenverloren dahingeschritten, nur mit halbem Ohr auf das Geplauder ihres inzwischen vollständig hergestellten Töchterchens lauschend. Sie wäre vielleicht in ihrer Versunkenheit der hohen Gestalt des Malers gar nicht ansichtig geworden, wenn nicht der fröhliche Ausruf, mit dem Lia den alten Bekannten grüßte, ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte.

Das Wiedersehen war zu unerwartet, als daß sie ihre Überraschung und ihr Erschrecken hätte verbergen

können. Die Glut auf ihren Wangen verriet, was in ihrem Innern vorging, und ihre Stimme bebte, als sie den ehrerbietigen Gruß des sichtlich verlegenen Künstlers erwiderte.

Für die Dauer einiger Sekunden hatte es fast den Anschein, als ob sie aneinander vorübergehen wollten, dann aber besann sich die junge Frau eines anderen und bot dem Zaudernden ihre Hand.

„Der Zufall hat uns, wie es scheint, zum Gegenstand seiner sonderbarsten Launen ausersehen," sagte sie freundlich. „Darauf, daß er uns hier unter dem Himmel Italiens noch einmal zusammenführen könnte, sind wir ja sicherlich beide nicht vorbereitet gewesen."

„Sie zürnen ihm hoffentlich nicht zu sehr wegen dieser Laune, Maria!" erwiderte er mit gedämpfter Stimme. Dann beugte er sich zu dem Kinde nieder, um es mit zärtlichen Scherzworten zu begrüßen.

„Komm!" lud ihn die Kleine ohne viel Rücksicht auf die etwaigen Wünsche ihrer Begleiterinnen ein. „Wir gehen ganz oben auf den Berg hinauf. Dann kannst du mich auf einem Esel reiten sehen — die Mama hat es mir versprochen."

„So frage die Mama, ob sie mir gestattet, mitzugehen," sagte er, ohne den Blick zu Marias Gesicht zu erheben.

Lia aber hielt die Einholung einer solchen Erlaubnis für durchaus überflüssig und entschied aus eigener Machtvollkommenheit: „O, das darfst du gewiß! Die Mama hat mir doch selber gesagt, daß ich dich liebhaben sollte, weil du immer so gut gegen sie gewesen bist — früher, wie du den kleinen Hund gemalt hast. — Nicht wahr, Mammi, er soll mitgehen und mich auf dem Esel reiten sehen?"

„Gewiß, Lia," kam die Antwort einer leisen Frauen-

stimme. „Wenn Herrn Magnus unsere Gesellschaft wirklich nicht zu uninteressant ist —"

Jetzt erst richtete er sich auf und lohnte ihr mit einem dankbaren Blick. Aber sie sprachen zunächst nichts weiter, und Rudolf Magnus nahm nicht den Platz an Marias Seite für sich in Anspruch, sondern er faßte die Kleine an der Hand, um unter lebhaftem Geplauder mit ihr den beiden anderen voranzuschreiten.

Aber das langsame, gleichmäßige Dahinschlendern war wenig nach Lias Geschmack. Als ihre ungewöhnlich scharfen Augen schon aus beträchtlicher Entfernung eine zierliche Eidechse erspähten, die sich auf einem der weißen Kalksteine am Wege sonnte, machte sie sich ungestüm von der Hand ihres Begleiters frei und lief dem Schauplatz ihrer interessanten Entdeckung zu.

„Bitte — sehen Sie nach dem Kinde, liebe Margarete!" wandte sich Maria an die Erzieherin. „Wir können Herrn Magnus unmöglich zumuten, sich noch länger mit dem wilden Geschöpf zu plagen."

Nun waren sie also doch allein, denn eine Entfernung von mehr als zwanzig Schritten trennte sie bei der Fortsetzung ihres Weges von der Erzieherin, die rechtschaffene Mühe gehabt hatte, den kleinen Ausreißer wieder einzufangen.

Mehrere Minuten lang verharrten sie auch jetzt noch in einem Schweigen, das doch ersichtlich recht schwer und peinlich auf ihnen lastete. Dann aber, als hätte er sich nach ernstem Kampfe mit mannhaftem Entschlusse dazu aufgerafft, sagte der Maler: „Ich will mich nicht mit einer Lüge bei dir einschleichen, Maria. Nicht ein Zufall ist es, der uns hier zusammengeführt hat, sondern ich bin dir gefolgt, weil ich nicht länger die Sehnsucht meistern konnte, dich wiederzusehen."

Die Augen der jungen Frau hafteten am Boden.

Offenbar wollte es ihr heute nur sehr schwer gelingen, sich zu der ruhigen Sicherheit durchzukämpfen, die sie ihm bei ihrer ersten Wiederbegegnung in Blankenfeld gezeigt hatte. „Sie haben nicht recht daran getan," erwiderte sie beklommen. „Können wir einander denn nicht gute Freundschaft halten, auch wenn wir getrennt sind? Es liegt Ihnen doch sicherlich nichts daran, immer von neuem die schmerzlichen Erinnerungen aufzuwühlen, die ich so gern begraben möchte."

„Meinst du denn, daß ich dich in solcher Absicht gesucht hätte, Maria? Sieh, auch ich war ja fest entschlossen, dich nie wiederzusehen, als du mich in Blankenfeld mit einer so entmutigenden Antwort fortschicktest, und ich habe mich rechtschaffen bemüht, an diesem Vorsatz festzuhalten. Aber es ging über meine Kraft. Ich konnte die grausame Notwendigkeit nicht einsehen, die uns zwingen sollte, auf das Glück zu verzichten, und ich konnte nicht daran glauben, daß die alte Liebe in deinem Herzen wirklich bis auf das letzte Fünkchen erloschen sein sollte."

„Rudolf — ich bitte Sie —" versuchte sie ihn zu unterbrechen.

„So kam ich hierher," fuhr er hastig fort. „Es war meine Absicht, dich schon gestern aufzusuchen, aber auf dem Wege nach deinem Hotel begegnete ich dir in der Gesellschaft eines fremden jungen Mannes, und ich gewann es nicht über mich, dich in Gegenwart eines dritten anzureden. Daß wir hier auf der Fahrstraße nach Anacapri zusammentrafen, war freilich nur ein Zufall; aber für mich hätte es dieses Zufalls nicht mehr bedurft, denn noch heute hätte ich mich bei dir melden lassen."

„Du hättest nicht hierher kommen sollen, Rudolf! — Aber es steht mir wohl nicht zu, dir deshalb Vorwürfe

zu machen. Und warum sollten wir nicht während der kurzen Zeit, die ich hier noch zuzubringen gedenke, wie gute Freunde verkehren können? Du wirst mir das doch nicht unnötig schwer machen?"

„Ich weiß nicht, was du darunter verstehst, Maria. Aber ehe du mir darüber Aufklärung gibst, möchte ich dich etwas anderes fragen, denn vielleicht wird deine Antwort so ausfallen, daß ich in der Tat nicht daran denken darf, dir noch weiter mit meiner Gesellschaft lästig zu fallen. Steht der junge Mann, in dessen Begleitung ich dich gestern auf dem Wege nach der Punta Tragara gesehen, dir freundschaftlich nahe?"

„Nein, ich bin nur ganz oberflächlich mit ihm bekannt. Er ist ein Freund meines Blankenfelder Arztes und von ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ebenfalls nach Capri geschickt worden. In Blankenfeld war ich ihm nur ein paarmal flüchtig begegnet. Hier in Italien aber war es mir recht lieb, einen Landsmann zu treffen, dem ich Vertrauen schenken und dessen Schutz ich unter Umständen in Anspruch nehmen kann."

Wenn ihre ersten Worte seinen eifersüchtigen Argwohn fast ganz beschwichtigt hatten, so ließ der Schluß ihrer Rede ihn augenscheinlich von neuem aufleben. „Seinen Schutz?" wiederholte er mißtrauisch. „Den Schutz eines Menschen, den du nach deiner eigenen Erklärung kaum kennst, und der mir, wenn ich ganz offen sein darf, einen keineswegs günstigen Eindruck gemacht hat? Ich habe ihm nämlich Abends an der Tafel gegenübergesessen und habe ausgiebige Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten. Es ist etwas Scheues und Verstecktes in dem Wesen des Mannes, etwas Gedrücktes und zugleich Hinterhältiges, das sehr wenig für ihn einnehmen kann."

„Ich habe kein Urteil über den Charakter des Herrn

Lindenschmitt, aber ich meine doch, daß du ihm mit deiner Beurteilung unrecht tust, Rudolf. Er ist, wie mir einige seiner Andeutungen verraten haben, ein sehr unglücklicher Mensch, der unter irgendwelchen widerwärtigen Verhältnissen schwer zu leiden hat. Aber er ist der bescheidenste, gefälligste und dienstwilligste Gesellschafter, den man sich denken kann, und hat eine rührende Liebe für Lia. Ich bin seit dem Beginn unseres gemeinsamen Aufenthalts für zahlreiche kleine Aufmerksamkeiten in seiner Schuld, und ich würde mir recht undankbar vorkommen, wenn ich ihn nicht gegen einen grundlosen Verdacht in Schutz nehmen wollte."

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn meine Bemerkung über diesen liebenswürdigen Herrn Lindenschmitt dich gekränkt hat. Ich für meine Person — daraus kann ich kein Hehl machen — würde ihm nicht über den Weg trauen. Aber seine größere oder geringere Vertrauenswürdigkeit ist für dich wohl auch ohne praktische Bedeutung, denn wozu solltest du hier eines Beschützers bedürfen?"

„Ich hoffe allerdings, daß ich seinen Beistand nicht werde in Anspruch nehmen müssen, allein seitdem ich Lia nicht mehr hinter den schützenden Mauern der Blankenfelder Villa weiß, bin ich in beständiger Angst, und ich werde meine Ruhe erst wiederfinden, wenn wir glücklich zurückgekehrt sind."

„In Angst um dein Kind?" fragte er verwundert. „Aber was sollte Lia denn hier geschehen?"

„Schon zweimal hat ihr Vater, dem das Gesetz keinen Anspruch mehr auf sie gibt, den Versuch gemacht, sie mir zu entreißen. Ich weiß, daß er den sehnlichen Wunsch hat, das Kind in seinen Besitz zu bringen, und wie ich ihn kenne, darf ich nicht daran zweifeln, daß ihm jedes Mittel recht sein würde, seinen Zweck zu

erreichen. Er hat sich der nichtswürdigsten, verworfensten Menschen bedient, damit sie Lia entführten, und einzig unsere Wachsamkeit hat das Gelingen ihres Vorhabens vereitelt."

„Wenn du von einem solchen Anschlage Kenntnis erhalten hast, warum hast du dann nicht den Urheber und seine Helfershelfer der gesetzlichen Strafe überliefert?"

„Es handelte sich um Lias Vater, Rudolf. Das darf ich doch nicht vergessen. Die Liebe zu dem Kinde ist ja vielleicht noch die edelste Regung in seinem Herzen, aber ich kann es ihm darum doch nicht lassen. Den Tag, der mir dies teuerste Besitztum entrisse, würde ich ganz gewiß nicht überleben."

Rudolf Magnus nickte, als wolle er zu erkennen geben, wie verständlich ihm ihre Zärtlichkeit für das liebreizende junge Geschöpf sei, das auch ihn auf den ersten Blick entzückt hatte. Dann fragte er: „Und du fürchtest, daß dein — daß dieser Engleder seine Absicht noch immer nicht aufgegeben haben, daß er den Versuch einer Entführung wiederholen könnte?"

„Ja, ich fürchte es, denn ich kenne seine Beharrlichkeit in der Verfolgung eines einmal gefaßten Entschlusses. Ich bin nach dem Gesetz verpflichtet, ihm in gewissen Zwischenräumen eine Begegnung mit dem Kinde zu gestatten, und ich habe ihm mitteilen lassen, daß er Lia nach vorheriger Anmeldung in meinem Hause sehen könne. Aber er hat mir darauf in schroffer Form geantwortet, daß er von meiner gnädigen Erlaubnis keinen Gebrauch machen werde, weil er gesonnen sei, sich zu gegebener Zeit seine väterlichen Rechte allen lächerlichen Gesetzen zum Trotz selbst zu nehmen. Ich kenne ihn genug, um zu wissen, daß es ihm bitterer Ernst ist mit dieser Drohung. Jedesmal,

wenn ich aus irgend einem Grunde verhindert bin, Lia auf ihrem Spaziergang zu begleiten, verlebe ich Stunden der schrecklichsten Angst, bis ich sie wieder in meine Arme schließen kann."

„Ich aber wüßte ein sehr einfaches Mittel, dich für immer von dieser Angst zu befreien, Maria. Gib mir das Recht, dich und dein Kind zu beschützen — und du darfst sicher sein, daß ich Herrn Engleder und seinen Helfershelfern sehr bald alle Entführungsgelüste vertrieben haben werde."

Er sah die namenlose Traurigkeit nicht, die sich in ihren Zügen spiegelte, denn sie hatte ihren Kopf jetzt ganz von ihm abgewendet und blickte unverwandt auf das blaue Meer hinaus, und er bemerkte es auch nicht, wie fest ihre schlanken Finger den Griff des Sonnenschirms umklammerten, als ob sie sich an irgend etwas halten müßte, um sich nicht fortreißen zu lassen von dem heißen Verlangen, in seine Arme zu fliehen. Er gewahrte nichts als ihr kurzes Zaudern, und er hatte den Mut nicht mehr, es zu seinen Gunsten zu deuten. Es erschien ihm nur noch als ein Suchen nach schonenden Worten für die Abweisung, die er mit pochendem Herzen fürchtete, und die ihm doch wie ein Messerstich durch die Seele fuhr, als sie nun wirklich erfolgte.

„Es kann nicht sein, Rudolf! — Warum peinigst du mich so? — Ich habe dir's doch schon in Blankenfeld gesagt."

Aber es war sein fester Entschluß gewesen, sich diesmal nicht fortschicken zu lassen wie bei seinem ersten, nur aus einer stürmischen Wallung des Augenblicks geborenen Versuche, sie sich zurückzugewinnen. Er sagte ihr das mit schlichter Offenheit gerade und frei heraus. Er warb um sie nicht mit dem fortreißenden Ungestüm des flammenden Jünglings, sondern mit

Worten, die darum nicht weniger herzlich und innig waren, weil kluger Bedacht und ernste Überlegung sie ihm auf die Zunge gelegt hatten. Ohne Überschwenglichkeit und poetische Übertreibung legte er ihr sein Inneres dar, und er drohte ihr nicht mit irgendwelchen schrecklichen Katastrophen, wenn sie dennoch auf ihrem Nein beharren könnte.

Die Frau an seiner Seite aber hätte jedes echten und natürlichen weiblichen Empfindens bar sein müssen, wenn sie nicht in tiefster Seele gefühlt hätte, daß es die lauterste und wahrhaftigste Liebe war, die da zu ihr sprach, jene reine und starke Liebe, die des immer erneuten Anreizes nicht bedarf, um lebendig zu bleiben, jene Liebe, die aus ihrer unversieglichen Fülle die Kraft schöpft, Not und Tod zu überwinden.

Ob sie es empfand, sagte sie ihm nicht, aber sie hörte ihn an, wie man willig einer süßen, wehmütigen Melodie lauscht, auch wenn ihre Töne nichts als tiefste Traurigkeit im Herzen wecken, und als er seine Frage wiederholte, reichte sie ihm ihre Hand. „Habe Dank, Rudolf. Wenn ich allein wäre, wenn ich nur an mich selbst zu denken hätte — die Augenblicke, die ich eben durchleben durfte, würden gewiß die glücklichsten meines Daseins gewesen sein. Aber wir wollen und dürfen nicht vergessen, mein Freund, daß die Pflichten der Mutter höher und heiliger sind als die Wünsche des Weibes. Als ich Lia das Leben gab, habe ich ihr und mir geschworen, daß der Rest meiner Tage nur ihr gehören sollte, und weil ich meinem Gelöbnis treu bleiben will, darum kann ich meinem Kinde keinen Stiefvater geben — wäre es auch der liebste und beste aller Menschen.“

— — — — — — — — — — — — —

Die ungeduldige Kleine und die Erzieherin hatten

am Ende des Weges lange auf die beiden Nachzügler gewartet, und als an der Biegung der letzten Serpentine endlich etwas Lebendiges sichtbar wurde, war es nur Maria allein.

„Mammi! Mammi!" rief Lia. „Wo ist denn der Onkel Maler?"

Maria aber schloß ihr Kind in die Arme und bedeckte sein Gesicht mit brennenden Küssen. „Er mußte fortgehen, mein Liebling — und er läßt dir durch mich Lebewohl sagen."

„Aber er wollte mich doch auf dem Esel reiten sehen, Mama! Und ich habe ihn so lieb. Es war gar nicht hübsch von dir, daß du ihn hast fortgehen lassen."

Ihre Kirschenlippen verzogen sich zum Weinen. Aber da fühlte sie einen warmen Tropfen auf ihre Wange fallen, und ihre blauen Augen öffneten sich weit zu einem Blick des Erstaunens, in dem es doch zugleich wie ein dunkles, instinktives Ahnen der Wahrheit war.

„Mammi — liebe, liebe Mammi! Du sollst nicht traurig sein. Er wird ja gewiß wiederkommen."

„Nein, mein Herz — er kommt nicht wieder. Aber du sollst immer, immer in Liebe an ihn denken. — Und wenn du ein großes Mädchen geworden bist, werde ich dir eines Tages erzählen, was in dieser Stunde zwei arme, beklagenswerte Menschen für dich geopfert haben."

7.

Wie fast alle im Binnenlande aufwachsenden Kinder hatte die kleine Lia für keinen der zahlreichen neuen Eindrücke, die auf sie eindrangen, ein gleich lebhaftes Interesse gezeigt wie für das bisher unbekannte Schauspiel, das ihr das Meer und die von seinen blauen Wellen geschaukelten Schiffe darboten. Namentlich das Treiben

an der Marina, dem einzigen wirklichen Hafen der Insel Capri, bildete für sie eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Mit Bitten und Schmollen hatte sie es durchgesetzt, daß die Gouvernante an jedem Nachmittag zu der Zeit, da der Passagierdampfer nach Sorrent und Neapel abging, mit ihr zur Marina hinab mußte, und nicht früher war das Kind dann vom Landungsplatze fortzubringen, als bis von dem Schiffe nur noch die lang über den Wasserspiegel hinflatternde Rauchfahne zu erblicken war.

In der Besorgnis, daß der Zufall sie da unten mit irgend einem Bekannten aus der Zeit ihrer Ehe zusammenführen könnte, begleitete Maria ihr Töchterchen nur selten auf diesem Ausflug, und auch heute war sie zurückgeblieben, um auf der Hotelterrasse die Heimkehr ihres Lieblings zu erwarten. Freundlich, aber doch mit etwas mehr Zurückhaltung, als sie ihm bisher gezeigt, hatte sie den artigen Gruß des vorübergehenden Georg Lindenschmitt erwidert und hatte ihm auf seine scherzende Erkundigung nach seinem lieben kleinen Spielkameraden gesagt, daß Lia wie immer unten an der Marina sei. Es war ihr offenbar sehr lieb gewesen, daß Lindenschmitt keinen Versuch gemacht hatte, ihr die Einsamkeit durch eine längere Unterhaltung zu verkürzen, denn seit ihrer gestrigen Begegnung mit dem Jugendgeliebten war ihr die Gesellschaft gleichgültiger Menschen fast unerträglich geworden.

In dem gemächlichen Schritt eines ohne bestimmtes Ziel dahinschlendernden Spaziergängers war Georg Lindenschmitt weitergegangen, solange er vermuten konnte, daß die Augen der jungen Frau ihn verfolgten. Aber als er sich außer dem Bereich ihres Blickes wußte, hatte er plötzlich eine sehr viel schnellere Gangart angenommen, und es war vielleicht ebensosehr die An-

strengung des raschen Laufes als die Folge einer sich auch auf seinem bleichen Antlitz spiegelnden Erregung, daß seine Brust sich am bald erreichten Ziel des Weges in fast keuchenden Atemzügen hob und senkte.

Von weitem schon hatte er Lias weißes, flatterndes Kleidchen neben dem einfachen grauen Gewand der Erzieherin erspäht, und ohne Besinnen steuerte er auf die beiden zu.

„Gut, daß ich Sie endlich finde, Fräulein Schönherr,“ sagte er, die Gouvernante mit der Vertraulichkeit eines guten Bekannten begrüßend. „Ich bin von Frau Harras abgeschickt worden, Sie zu suchen. Die gnädige Frau bedarf Ihrer in einer sehr dringenden Angelegenheit und läßt Sie bitten, sogleich und so schnell als möglich in das Hotel zu kommen. Da das Kind Sie auf dem Wege nur aufhalten würde, sollen Sie es hier unter meiner Obhut zurücklassen, und ich habe Frau Harras versprochen, ihr Lia zuzuführen, sobald der Dampfer, der sich ja schon zur Abfahrt bereit macht, die Marina verlassen haben wird.“

Die Gouvernante schien sehr überrascht und etwas ungewiß, ob sie sich wirklich von dem Kinde trennen solle, denn es geschah zum ersten Male, daß Lias Mutter derartiges von ihr verlangte. Aber da es sich um einen in der bestimmtesten Form erteilten Auftrag handelte, und da sie aus Marias eigenem Munde wußte, für eine wie vertrauenswürdige Persönlichkeit die junge Frau den Freund ihres Arztes hielt, war ihre Unentschlossenheit nur von kurzer Dauer. Mit raschen Worten schärfte sie ihrem kleinen Zögling ein, sich ja nicht von der Seite des Herrn Lindenschmitt zu entfernen, und wandte sich dann zum Gehen.

Der Zurückgebliebene hatte Lia bei der Hand genommen, und als er die Erzieherin außer Sehweite

wußte, beugte er sich zärtlich zu ihr herab: „Komm mit mir, Herzchen! Ich will dir ein viel größeres und schöneres Schiff zeigen als das da. Es liegt da drüben hinter den Felsen.“

Lia aber schüttelte mit Entschiedenheit das Köpfchen. „Nein, ich gehe nicht von hier fort. Mama hat es verboten.“

Er redete noch ein paar Minuten lang auf sie ein und versuchte durch die herrlichsten Versprechungen, sie seinen Wünschen gefügig zu machen. Als er aber einsah, daß er mit Worten nichts gegen ihren kindlichen Gehorsam ausrichten würde, hob er sie kurz entschlossen auf seine Arme.

„Von da drüben können wir die Abfahrt besser sehen,“ raunte er ihr zu. „Sei ein artiges Kind und laß dich dahin tragen!“

Mit verschüchtertem Gesichtchen ließ Lia ihn zunächst gewähren, aber als er sich mit ihr weiter und weiter von dem Landungsplatze entfernte, wurde ihr Angst. „Laß mich herunter!“ bat sie. „Ich will zu meiner Mama.“

„Aber du sollst doch das Dampfschiff abfahren sehen, Herzchen!“

„Nein, ich mag nicht mehr. — Ich will zu meiner Mama.“

„Nun wohl, ich bringe dich zu ihr. Aber du mußt hübsch still sein und darfst mich nicht quälen.“

„Ich will nicht getragen werden,“ beharrte sie mit einem energischen Versuch, auf den Boden zu gelangen. „Und das ist auch nicht der richtige Weg.“

Lindenschmitt drückte die Kleine nur fester an sich und beschleunigte seine Schritte, um so schnell als möglich aus dem Hörbereich der anderen zu kommen. Er hatte triftige Veranlassung dazu, denn als sie erkannte,

daß ihre Bitten und Forderungen vergeblich blieben, begann Lia laut zu weinen und nach ihrer Mama zu rufen. So leicht sie war, so anstrengend wurde durch ihr immer heftigeres Widerstreben für Georg Lindenschmitt der schmale, steil ansteigende Felsenpfad, den er eingeschlagen hatte. Aber er gönnte sich trotzdem keine Sekunde der Rast und achtete seines Herzklopfens so wenig wie der dicken Schweißtropfen, die von seiner Stirne perlten. Noch immer bemühte er sich, das weinende Kind zu beruhigen und ihm den Glauben beizubringen, daß sie auf dem Wege zu seiner Mutter seien. Aber als sie nur immer lauter schrie, und als ihm mehr und mehr der Atem versagte, gab er es auf und setzte nur seine ganze Kraft ein, um so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Der Weg, den er genommen, war ein äußerst beschwerlicher und stellenweise geradezu gefährlicher Fußsteig, der hoch über dem Meere durch das felsige, zerklüftete Ufergestein dahinführte, in der Richtung auf die weit in die See vorspringende Punta del Cantone zu. Hier war er nicht in Gefahr, einem Menschen zu begegnen, denn der Pfad, der in weit zurückliegenden Zeiten zu einem der längst verfallenen Kastelle geführt haben mochte, wurde um seiner Unbequemlichkeit willen jetzt weder von Fremden noch von Einheimischen mehr begangen, und selbst wenn man sich sofort aufgemacht hätte, um nach dem entführten Kinde zu suchen, würde man schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, ihn gerade in dieser Richtung zu verfolgen.

In der wilden Felseinsamkeit, von der sie sich plötzlich umgeben sah, schien Lias Widerstandskraft von einem Übermaß der Furcht gebrochen worden zu sein, denn sie hörte auf zu weinen, und nur ihre weitgeöffneten starren Augen spiegelten das namen-

lose Entsetzen, von dem ihre arme Kinderseele erfüllt war.

Nun hatten sie die Punta del Cantone erreicht und sahen die Klippen, die hier unweit des felsigen Gestades aus dem Meere auftauchen, zu ihren Füßen.

„Du mußt deine Arme ganz fest um meinen Hals legen, Lia," keuchte Lindenschmitt, „und du mußt dich ganz still verhalten, denn wenn ich hier ausgleite, müssen wir beide sterben."

Er übertrieb nicht, denn der Abstieg, den er jetzt begann, war bei der Beschaffenheit des pfadlosen Gesteins ein höchst gefährliches Unternehmen. Wohin er dabei strebte, konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, denn drunten in einer Einbuchtung des schroff ansteigenden Felsenufers lag mit schlaff hängendem Segel ein offenes neapolitanisches Fischerboot, das sich kühn genug seinen Weg zwischen den Klippen hindurch gesucht haben mußte. Ein Mann saß darin, und ein anderer stand spähend auf der kleinen, abschüssigen Gesteinsplatte, die, etwa einen Meter hoch über dem heute ganz glatten Wasserspiegel gelegen, den einzigen Zugang zu dem sonst überall senkrecht aufsteigenden Gestade darstellte.

Georg Lindenschmitt rief in italienischer Sprache ein paar Worte hinab, und der Mann, ein schwarzbärtiger, wild aussehender Bursche, gab ihm den Zuruf zurück. Bei dem Anblick des Bootes und der beiden fremden Männer aber schien der kleinen Lia eine Ahnung aufzudämmern von dem, was man mit ihr vorhatte, und die schreckliche Todesangst gab ihr die Fähigkeit zu schreien zurück. Laut und gellend drang ihre helle Stimme in den Tönen der höchsten Verzweiflung durch die Stille: „Mama! — Mama! — Hilf mir doch, Mama!"

Lindenschmitt hatte in der furchtbaren Spannung und Erregung des entscheidenden Augenblicks nicht mehr Atem genug, um ihr Schweigen zu gebieten. Er ließ sie schreien und hastete unter Aufbietung der äußersten Vorsicht weiter. Es kam ihm jetzt zu statten, daß er seit dem Tage, wo sein Plan bis in die Einzelheiten fertig geworden war, diesen halsbrecherischen Weg wohl schon ein dutzendmal zur Probe zurückgelegt hatte. Er kannte jeden Stein, auf dem sein Fuß Halt gewinnen konnte, und jede gefährliche Stelle, wo die geringste ungeschickte Bewegung sicheren Absturz bedeutete. So trennte ihn nur noch ein kurzes Stück von der Platte, auf der sein gefahrvoller Weg enden sollte, und die jetzt leer war, da auch der Schwarzbärtige in das Boot gesprungen war, offenbar in der Absicht, es in dem Augenblick, wo er die beiden Fahrgäste aufgenommen, vom Ufer abzustoßen.

Da erscholl von der Höhe eine machtvolle Männerstimme: „Halt! — Halt — sage ich — halt! Oder ihr seid des Todes!“

Aus den Kehlen der beiden Italiener kamen ein paar lästerliche Flüche, Georg Lindenschmitt aber, der in seinem jähen Erschrecken um ein Haar den Halt unter den Füßen verloren hätte, sah kaum zehn Meter über sich auf einem Vorsprung der Felswand, den er in verwegenem Sprunge von oben her gewonnen haben mußte, die Gestalt eines Mannes, der den blinkenden Lauf eines Revolvers auf ihn richtete. Es war ein großer, blondbärtiger Mann, der ihm während der letzten Tage wiederholt an der Tafel des Hotels Pagano gegenübergesessen und von dem man ihm gesagt, daß er ein berühmter deutscher Maler sei.

„Steigen Sie zu der Platte hinab und setzen Sie das Kind dort nieder!“ herrschte Rudolf Magnus den

Fassungslosen an. „Bei dem ersten Versuch, es in das Boot zu bringen, schieße ich Sie ohne weiteres über den Haufen.“

Die furchtbare Überraschung hatte die Energie Lindenschmitts vollständig gebrochen und ihn aller Kraft zu entschlossenem Handeln beraubt. Die Gewißheit, daß sein mühselig vorbereiteter und mit Lebensgefahr ausgeführter Plan noch im allerletzten Augenblick gescheitert war, machte ihn zur elendesten Memme. Mit schlotternden Gliedern stand er ein paar Minuten später vor dem Manne, den nach seiner Überzeugung nur ein offenbares Wunder zu seinem Unglück hierher in die unwegsamen Felsen geführt haben konnte.

In dem Moment, da sie sich von ihrem Entführer befreit sah, hatte sich Lia zu Rudolf Magnus geflüchtet und mit beiden Ärmchen seine Kniee umklammert. „Onkel Maler — bring mich zu meiner Mama!“

Zärtlich beruhigend strich Rudolf Magnus mit der freien Linken über den blonden Scheitel des Kindes, seine Rechte aber, die noch immer die todbringende Waffe hielt, war gegen den auf dem engen Raume nur um wenig mehr als Armeslänge von ihm entfernten Buchhalter ausgestreckt.

„Antworten Sie mir, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! Sie hatten die Absicht, das Kind zu entführen?“

„Ja.“

„Wohin wollten Sie es bringen?“

„Nach Neapel zu seinem Vater.“

„Von dem Sie zu diesem Schurkenstreich gedungen worden sind?“

„Ja, ich habe in seinem Auftrage gehandelt.“

„Wo ist Engleder in Neapel zu finden?“

„Er wohnt im Hotel Bellavista. — Aber nehmen Sie den Revolver weg, Herr — ich halte es nicht mehr

aus. Sie sehen doch, daß ich ganz wehrlos bin. Wenn Sie das Kind zu seiner Mutter zurückbringen wollen, ich werde gewiß keinen Versuch machen, Sie daran zu hindern."

„Trotz Ihrer beiden Bundesgenossen da?" fragte Rudolf Magnus spöttisch mit einer Bewegung gegen das Boot hin. Und dann, sich den Neapolitanern zukehrend, fuhr er in italienischer Sprache fort: „Macht euch davon, wenn ich euch einen guten Rat geben soll. Ich bin nicht in der Laune, mit Banditen eures Schlages Umstände zu machen."

Der Schwarzbärtige an der Spitze des Fahrzeugs hatte schon nach dem Bootshaken gegriffen, der die Barke vom Gestade abstoßen sollte.

Da erhob Georg Lindenschmitt flehend die Hände: „Lassen Sie mich mitfahren — um Gottes willen, lassen Sie mich mitfahren! — Haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, und machen Sie mich nicht noch elender, als ich's schon bin!"

„Fahr meinetwegen zur Hölle, armseliger Wicht!" warf ihm Rudolf Magnus mit dem Ausdruck tiefster Verachtung ins Gesicht. „Deinem sauberen Patron aber magst du ausrichten, daß ich morgen kommen werde, ein kräftiges deutsches Wörtlein mit ihm zu reden. Und nun, Platz da, sonst —"

Als fürchte er, daß der blondbärtige Riese ihn wirklich mit einer einzigen Handbewegung ins Meer hinabschleudern könnte, duckte sich Lindenschmitt scheu an ihm vorbei und sprang in das Boot, das der Neapolitaner noch in derselben Sekunde mit kräftigem Stoße vom Ufer freimachte.

Rudolf Magnus gönnte ihm kaum noch einen Blick. Er hob die kleine Lia auf seinen Arm, und während er mit scherzenden Worten die Furcht aus ihrer zittern-

den Seele zu scheuchen suchte, klomm er mit der ruhigen Sicherheit eines geübten Bergsteigers zur Höhe des Felsenufers empor.

— — — — — — — — — — — — —

Eine verzweifelte Mutter war es, der er wie ein Bote des Himmels erschien. Die unerwartete Heimkehr der Erzieherin und ihr Bericht von dem angeblichen Befehl, durch den sie von dem Kinde hinweggelockt worden war, hatten Maria sogleich die ganze schreckliche Wahrheit ahnen lassen. Von namenloser Angst gepeitscht, war sie zur Marina hinabgestürzt, um dort aus den Erzählungen der Leute, die Georg Lindenschmitt mit der weinenden Lia hatten fortgehen sehen, die grausame Bestätigung zu erhalten, daß sie um ihr teuerstes Besitztum, um ihr geliebtes Kind, bestohlen worden sei.

Für einen Moment unter der Last des ungeheuren Schmerzes zusammengebrochen, hatte sie sich mit übermenschlicher Kraft des Willens wieder aufgerafft, um alle verfügbaren Mittel zur Verfolgung des schurkischen Räubers aufzubieten. Sie hatte dem Wiederbringer ihres Kindes als Belohnung alles versprochen, was sie besaß, hatte die Männer und Frauen, die sie umgaben, auf den Knieen angefleht, ihr zu helfen.

Aber wie die Verkündung eines Todesurteils war es ihr in die Seele gedrungen, als ein scharfäugiger Fischer, auf das Meer hinausdeutend, sagte: „Bei der heiligen Madonna, Signora, wir müßten Flügel haben, um die Neapolitaner dort einzuholen."

Mit dem dreieckigen lateinischen Segel, das sich da vor gutem Winde mit fast geisterhafter Schnelligkeit von den Gestaden der Insel entfernte, war der unglücklichen Frau alles entschwunden, was ihrem armen Leben bis zu dieser Stunde Licht und Inhalt gegeben. —

Nun aber war das nicht mehr Gehoffte, das in seiner überschwenglichen Seligkeit schier Unfaßbare geschehen. Gesund und unversehrt brachte man ihr Kind zurück — und der es brachte, es war der Mann, den sie mit der ganzen Kraft ihres Herzens liebte.

Er machte nicht viel Aufhebens von dem, was er getan. Ein glücklicher Zufall — weiter nichts. Heute nachmittag schon hatte er mit dem Sorrentiner Dampfschiff von Capri abreisen wollen. Aber beim Skizzieren einer malerischen Uferszenerie hatte er sich oben in den Felsen verspätet, und auf dem Rückweg zum Hotel Pagano war er durch das klägliche Jammern und Schreien eines Kindes, dessen Stimmchen ihn an die kleine Lia erinnert hatte, nach jener Stelle hingeführt worden, wo die Entführung soeben mit der Einschiffung der lebendigen Beute ihren Abschluß finden sollte. Über die Art, wie er sich in den glücklichen Besitz des Kindes gebracht, ließ er sich nicht weiter aus, sondern er schloß seinen kurzen Bericht mit den Worten: „Ich wußte, daß eine Bestrafung des Entführers nicht deinen Wünschen entsprechen würde, Maria — darum ließ ich ihn laufen. Dafür, daß er das Unternehmen nicht zum zweiten Male versuchen wird, kann ich mich dir trotzdem verbürgen."

Die junge Frau hatte ihm noch nicht einmal gedankt. Sie hatte nicht aufgehört, ihr Kind mit Liebkosungen zu überschütten, und Rudolf Magnus schien es nur natürlich zu finden, daß alle ihre Empfindungen und Gedanken in diesem Augenblick einzig ihrem wiedergeschenkten Töchterchen gehörten. Mit einem kurzen Lebewohl wollte er sich zum Gehen wenden, damit sie allein und ungestört bleibe mit ihrem Glück, aber die kleine Lia, die seine Absicht noch früher erkannt hatte als die Mutter, streckte flehend beide Arme nach ihm aus.

„Nein, Onkel Maler — nein — nein — nein! Du darfst nicht fortgehen, du mußt dableiben, immer mußt du dableiben! — O, Mama, sage ihm doch, daß wir so traurig sind, wenn er fortgeht! Bitt ihn doch auch, daß er bleibt!“

Mit einem strahlenden, sonnigen Lächeln sah die junge Frau zu ihm auf. „Was soll ich denn nun anderes tun? — Von ganzem Herzen bitt' ich dich: bleibe bei uns! — Heute, morgen — und wenn es so in deinen Wünschen ist: für immer!“

„Maria! — Meine Maria!“

Ihr Kopf sank an seine Schulter, und ihr bebender Leib schmiegte sich in seine starken Arme.

„Nimm mich denn hin! — Nun, da ich dir den Besitz meines Kindes verdanke, habe ich kein Recht mehr, mich dir zu weigern. Ich liebe dich, Rudolf — und ich weiß, du wirst meiner Lia ein guter Vater sein.“

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später waren die neapolitanischen Zeitungen zu einem guten Teile gefüllt mit dem ausführlichen Bericht über ein blutiges Drama, das sich in einem Fremdenzimmer des Hotels Bellavista abgespielt hatte. „Eine Eifersuchtstragödie“ stand in fetten Buchstaben über dem nach italienischer Art zu dem Schlußkapitel eines sensationellen Romans zugestutzten Artikel zu lesen. Nach den Aussagen der einzigen überlebenden Augenzeugin des Vorganges konnte man ja in Wahrheit an nichts anderes glauben als an die Verzweiflungstat eines von maßloser Eifersucht bis zu wahnwitziger Raserei aufgestachelten Menschen.

Die Tatsache bestand darin, daß ein junger deutscher Kaufmann, Georg Lindenschmitt mit Namen, nach heftigem Wortwechsel den mit seiner jungen, ihm eben erst vermählten Frau im Hotel Bellavista abgestiegenen

deutschen Privatier Leopold Engleder durch einen Revolverschuß getötet und unmittelbar danach sich selbst eine Kugel in den Kopf gejagt hatte.

Über den Hergang aber erzählte die beklagenswerte junge Witwe, die von allen Reportern als eine Verkörperung aller weiblichen Schönheit geschildert wurde und die nach ihren Versicherungen ihr furchtbares Geschick mit bewunderungswürdiger Fassung zu tragen wußte, das Folgende. Der unselige Georg Lindenschmitt hatte sie schon zu der Zeit, da sie ihren nachherigen Gatten noch gar nicht kannte, in der deutschen Heimat fortgesetzt mit seinen Liebesanträgen verfolgt und sich schon damals so aufgeregt gebärdet, daß sie in beständiger Furcht vor einer Katastrophe gewesen sei. Später habe sie ihn dann für einige Zeit aus den Augen verloren und sich der Hoffnung hingegeben, von ihm vergessen zu sein. Von ihrer Verlobung und Vermählung mit Leopold Engleder habe er offenbar nichts gewußt, und es müsse irgend eine andere, ihr nicht bekannte Veranlassung gewesen sein, die ihn jetzt unglücklicherweise zu derselben Zeit nach Neapel geführt habe, wo sie mit ihrem Gatten auf der Hochzeitsreise Aufenthalt genommen. Ahnungslos von einem allein unternommenen Ausgange heimkehrend, habe sie die beiden Männer im Zimmer ihres Mannes inmitten einer anscheinend sehr heftigen Auseinandersetzung angetroffen, und wenn sie sich auch sofort habe zurückziehen wollen, sei sie doch von Lindenschmitt bereits erkannt worden, und jetzt erst habe ihr Gatte ihm mit höhnischen Worten Mitteilung davon gemacht, daß sie seine ihm vor wenigen Wochen in London angetraute Frau sei. Auf diese Erklärung hin habe Lindenschmitt so schnell, daß es unmöglich gewesen sei, ihn daran zu hindern, einen Revolver aus der Tasche

gerissen und aus unmittelbarer Nähe einen Schuß auf ihren unglücklichen Gatten abgefeuert. Sie sei um Hilfe schreiend zur Tür gelaufen, weil sie sich überzeugt hielt, daß der Rasende auch sie umbringen wolle. Aber noch ehe sie den Ausgang gewonnen, habe sie bereits einen zweiten Schuß gehört und gesehen, wie Lindenschmitt hart neben dem leblosen Körper ihres Gatten zusammengebrochen sei.

Die alarmierten Hotelgäste und Bediensteten hatten denn auch auf dem Schauplatz der Tragödie einen Toten und einen Sterbenden gefunden, dessen fliehendes Leben durch keine ärztliche Kunst mehr aufzuhalten gewesen war, und der seinen letzten Odem in demselben Augenblick aushauchte, wo man ihn behutsam auf einem Lager zu betten suchte. Da der Mörder somit seinem irdischen Richter entzogen war, und da nicht die mindeste Veranlassung vorlag, in die Wahrheit der von der schönen jungen Witwe gegebenen Darstellung irgendwelchen Zweifel zu setzen, gab es für die Justizbehörde in der sensationellen Angelegenheit nicht viel zu tun. Der Totschläger wurde in aller Stille auf einem neapolitanischen Friedhof bestattet. Die von der innigsten Teilnahme aller fühlenden Seelen begleitete Frau Engleder aber, die sich selbst durch das Übermaß ihres Schmerzes nicht hatte abhalten lassen, einem vornehmen neapolitanischen Modenmagazin die hübschesten, nach raffinierten Pariser Modellen angefertigten Trauerkostüme zu entnehmen, war mit der irdischen Hülle ihres so jäh aus dem glücklichsten Dasein geschiedenen Gatten nach Deutschland zurückgekehrt, um ihm dort eine Bestattung zu teil werden zu lassen, wie das große Vermögen, das er ihr hinterlassen, es ihrer gramgebeugten Seele zur Pflicht machte.





Allerlei Drachen.

Aus der Welt des Aberglaubens. Von L. Brenckendorff.



Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Überzeugung von der Existenz schrecklicher Lebewesen, die, mit einer Anzahl übernatürlicher Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet, dem Auge des Menschen zwar nur sehr selten und nur unter außergewöhnlichen Umständen sichtbar würden, ihm aber bei solcher Begegnung unfehlbar Unheil und Verderben brächten, läßt sich bis weit in die graueste Vorzeit zurückverfolgen. Bei der außerordentlichen Gestaltungskraft der menschlichen Phantasie, die ja noch heutzutage den spiritistischen Medien ihr Handwerk ziemlich leicht macht und geistergläubigen Leuten zuweilen zu dem Anblick der leibhaftigsten Gespenster verhilft, kann es nicht gerade wundernehmen, wenn furchtsame und mit einer lebhaften Einbildungskraft begnadete Menschen diese Fabelwesen hie und da wirklich gesehen zu haben vermeinten.

Spielte der fürchterliche „Drache" doch nicht bloß in den Märchen seine traditionelle Rolle als Hüter unterirdischer Schätze und als Personifikation alles Übels; auch in die Heiligenlegenden hatte er sich einzuschleichen gewußt, und der heilige Georg wie der heilige Michael verdanken ihre Volkstümlichkeit vor allem der Unerschrockenheit, die sie als tapfere Drachentöter bewiesen. Zahllos waren die Geschichten, die

mündliche und schriftliche Überlieferung von den durch scheußliche Drachenungeheuer verübten Greueln zu erzählen wußte, und der einfache Mann hatte um so weniger Veranlassung, ihre Existenz zu bezweifeln, als selbst die ernste Wissenschaft nicht nur die Möglichkeit ihres Vorhandenseins zugab, sondern zuweilen sogar



Der von Johann Tinner erlegte Drache.

ihr Aussehen wie ihr Gebaren auf das genaueste zu beschreiben und nebenher alle die wundersamen Heilwirkungen aufzuzählen vermochte, die mit diesem oder jenem Körperteil eines erlegten Drachen bei sonst unheilbaren menschlichen Krankheiten und Gebresten zu erzielen seien.

Ein sehr ernst gemeintes und im Sinne seiner Zeit streng wissenschaftliches Werk ist es denn auch, dem wir die beigegebenen Abbildungen „wirklich gesehener" Drachen entnehmen, das Werk eines höchst gelehrten

englischen Professors, der sich der Freundschaft des großen Isaak Newton berühmen durfte.

Der zufällige Besuch einer privaten Raritätensammlung zu Luzern hatte unseren Professor auf dies



Andreas Roduners Drache.

heikle Sondergebiet naturwissenschaftlicher Forschung geführt. Man hatte ihm da außer den Knochen eines beiläufig 18 Fuß hohen Riesen auch ein sonderbar aussehendes kleines Gebilde gezeigt, das nach der Überzeugung des glücklichen Besitzers nichts Geringeres war als ein aus dem Kopfe eines sterbenden Drachen herausgeschnittener Stein, wie ihn die Natur diesen abscheulichen Geschöpfen als eine Art von Leuchtorgan verliehen haben sollte, damit sie sich in der Finsternis ihrer Höhlenwohnungen etwas besser zurechtzufinden vermöchten.

Die Herkunft des Steines schien dem englischen

Professor durch die gleichzeitig vorgelegten Dokumente ebensowohl beglaubigt als die wunderbaren Kurerfolge, die mit seiner Anwendung nach dem einwandfreien Zeugnis bedeutender Ärzte bei Verdauungsstörungen, Nasenbluten, ganz besonders aber bei der schrecklichen Beulenpest erzielt worden waren — und zwar auf die einfachste Weise von der Welt, indem man den Stein entweder unter die Fußsohle oder in die Achselhöhle des Patienten gelegt hatte. Einmal zum Nachdenken über eine so merkwürdige Naturerscheinung angeregt, ließ Isaak Newtons gelehrter Freund den Gegenstand nicht so leicht wieder fahren, sondern machte

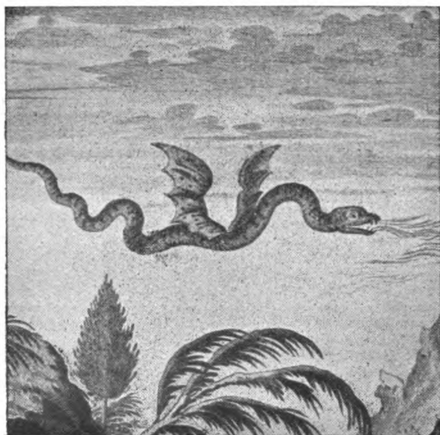


Johann Buelers Drache.

für die nächsten Jahre das Studium der Drachen zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe.

Das Ergebnis seiner Forschungen legte er dann in dem oben erwähnten Buche nieder, ausdrücklich be-

tonend, daß er nur die Berichte durchaus ehrenwerter, glaubwürdiger Personen benutzt habe, und daß die beigefügten Abbildungen getreu nach den Schilderungen jener zuverlässigen Gewährsleute gefertigt worden seien.



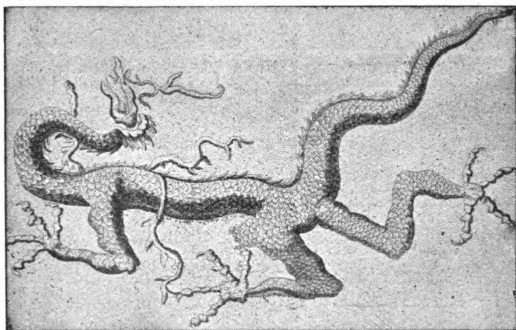
Der fliegende Drache des Christoph Schorer.

Wie man sieht, handelt es sich bei den Drachen, von denen uns elf Exemplare in Wort und Bild vorgeführt werden, um eine sehr artenreiche Familie, deren einzelne Repräsentanten wenig oder gar keine Ähnlichkeit untereinander aufzuweisen haben. Denn da haben wir geflügelte und ungeflügelte Drachen, zweibeinige, vierbeinige und Drachen mit beinlosen Schlangenleibern. Es gibt welche, die Feuer speien, und andere, die von dieser hübschen Eigentümlichkeit frei zu sein scheinen, Drachen mit menschlichen Gesichtern, mit Katzenköpfen und solche mit Physiognomien von besonderer, keinem anderen Lebewesen eigener Art. Der Drache des unglücklichen Viktor, von dem unten noch ausführlicher die Rede sein wird, hat sogar un=

verkennbar einen Zug ins Heraldische, und man könnte ihn recht gut einen stilisierten Drachen nennen (siehe die untenstehende Abbildung).

Wir können hier natürlich nicht alle von unserem Professor zur Erläuterung seiner Bilder aufgetischten Berichte wiederholen, und es mögen davon nur diejenigen angeführt werden, die ihm selbst als die unbedingt glaubwürdigsten erscheinen.

Da ist zunächst der katzenköpfige Drache des sehr ehrenwerten Johann Tinner (S. 183), der den englischen Professor noch persönlich von der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung überzeugen konnte. Es war gegen Ende des Monats April — nicht etwa an dem ominösen Ersten dieses Monats — als Tinner unterhalb einer Felswand unvermutet der schrecklichen Mißgestalt ansichtig wurde. Sein Schrecken beim Anblick der grausigen Schlange, die mindestens sieben Fuß lang war



Einer von Viktors Drachen.

und die Dicke eines mäßigen Apfelbaumes hatte, war nicht gering, seine Beherztheit aber war doch noch größer. Er ergriff nicht das Hasenpanier, sondern ging mit Hilfe seines rasch herzugeeilten Bruders

Thomas dem Ungeheuer mutig zu Leibe, um es mit einigen wuchtigen Streichen glücklich zu erlegen. Leider versäumte er es, den Körper irgend einem naturhistorischen Museum zu überweisen, und ließ sich's an



Johann Egerters Begegnung mit einem Drachen.

der Befriedigung genügen, die es ihm gewähren mußte, zu hören, daß mit dem Tode des Drachen auch das in der ganzen Nachbarschaft bisher beobachtete Versiegen der Milchproduktion bei den Kühen plötzlich ein Ende hatte.

Die Gegend, in der Johann Tinner seinen Drachen erlegte, scheint übrigens ein besonders beliebter Aufenthalt für diese anmutigen Geschöpfe gewesen zu sein, denn es war in nicht allzu großer Entfernung davon, wo Andreas Roduner, ein „Amtsschreiber und Standartenträger", also eine über jeden Zweifel an ihrer Wahrheitsliebe erhabene Persönlichkeit, einen anderen, noch ungleich schrecklicheren Drachen zu Gesicht bekam. Die Schilderung, die er von ihm entwirft

und die der „naturgetreuen“ Abbildung auf S. 184 zu Grunde gelegt wurde, ist allerdings ganz danach angetan, auch einem tapferen Manne die Haare zu Berge stehen zu lassen. Denn der Drache war nach Roduners Versicherung von so entsetzlicher Größe, daß er, als er sich drohend auf die Hinterbeine aufrichtete, selbst einen hochgewachsenen Mann um ein beträchtliches überragt hätte. Sein Körper war mit rauhen Schuppen bedeckt, und sein Schweif hatte eine Länge von mindestens vier und einem halben Fuß. Sein Rücken war mit großen Borsten besetzt, und sein Bauch mit gelben Streifen geschmückt. Kann es wunder-

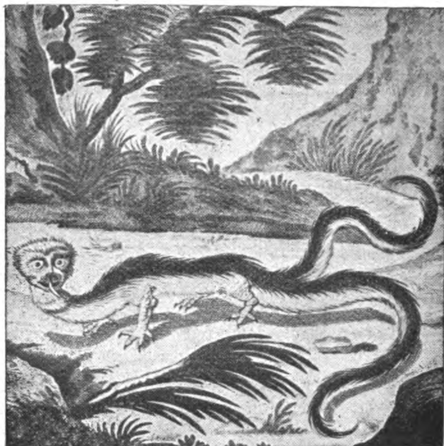


Paul Schumperlins Drache aus dem Jahre 1654.

nehmen, wenn der Standartenträger keine Neigung verspürte, sich auf einen zweifellos sehr ungleichen Kampf mit diesem Scheusal einzulassen, sondern sein Heil in schleuniger Flucht suchte? Auch dem Drachen

aber scheint die Begegnung kein sonderliches Vergnügen bereitet zu haben, denn er zog sich hinfort so tief in die Verborgenheit zurück, daß kein menschliches Auge seiner jemals wieder ansichtig wurde.

Ähnlich ging es mit dem Drachen, dessen aben-



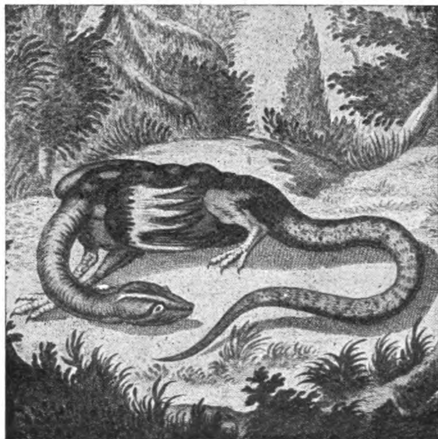
Zweischwänziger Drache aus dem Jahre 1702.

teuerliche Erscheinung ein Mann namens Johann Bueler bei einem ohne alle bösen Ahnungen unternommenen Spaziergange überraschte. Das auf Grund seiner Angaben entworfene Bildnis (S. 185) hat leider keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da der hintere Teil des „gräßlichen schwarzen Drachenleibes“ in einem Dickicht verborgen blieb, und Johann Bueler sich begreiflicherweise nicht Zeit ließ, zu warten, bis es dem Drachen angezeigt schien, sich ihm in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit zu präsentieren.

Während diese bisher erwähnten Drachen der anscheinend verbreitetsten Art der ungeflügelten Höhlen-

bewohner angehören, hatte Herr Christoph Schorer das gewiß sehr seltene Glück, eines geflügelten Drachen ansichtig zu werden (S. 186), noch dazu unter Umständen, die ihm eine von keiner persönlichen Furcht beeinträchtigte Beobachtung gestatteten.

Der offenbar etwas schwärmerisch veranlagte Herr vergnügte sich in einer Sommernacht des Jahres 1649 mit der Betrachtung des gestirnten Himmels und war ganz in die Bewunderung seiner Schönheit versunken, als er zu seiner nicht geringen Überraschung von einem hochgelegenen Berge ein seltsames Geschöpf herabfliegen sah, das unmöglich etwas anderes als ein Drache



Ein geflügelter Drache.

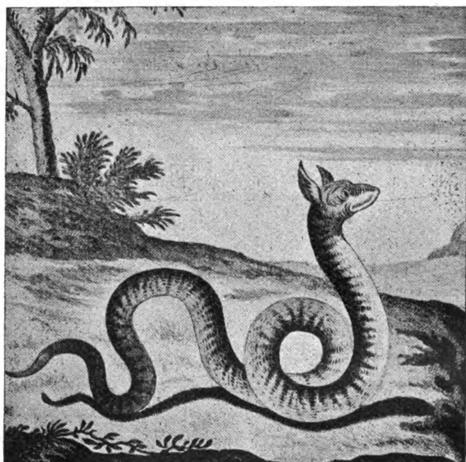
sein konnte, denn sein ungeheurer langer Schlangenleib war mit einem mächtigen Flügelpaar versehen, das er vortrefflich zu gebrauchen wußte, und aus seinem weitgeöffneten Schlangenmaul schoß beständig eine weithin leuchtende Feuergarbe. Außerdem aber sprühte

sein ganzer Körper Funken, wie sie beim Hämmern eines rotglühenden Eisens abzuspringen pflegen. Der genannte Herr verwahrt sich ausdrücklich gegen den Verdacht, als könnte er — etwa unter dem Einfluß geistiger Getränke — ein Meteor für einen Drachen angesehen haben.

Der gelehrte englische Drachenforscher kann aber noch eine ganze Anzahl von weiteren Herren als Zeugen für das Vorhandensein von Drachen anführen. Zum Beispiel den im 16. Jahrhundert als Schriftsteller hervorgetretenen Andreas Kircher, der um ein Haar unter eine ganze Herde von Drachen gefallen wäre, als er in einer wilden und entlegenen Gebirgsgegend eine dunkle Höhle auf ihren etwaigen Inhalt an Gold oder Goldeswert untersuchen wollte. Zum Glück befanden sich diese Drachen eben in einer lebhaften Unterhaltung, als Kircher ihrem Schlupfwinkel nahe kam, und das Geräusch ihrer Stimmen, die beinahe wie Menschenstimmen klangen, war dem Verwegenen natürlich eine Mahnung, auf schleunigsten Rückzug bedacht zu sein, denn es verlangte ihn nicht, das Schicksal jenes unglücklichen Viktor zu teilen, dessen wir bereits Erwähnung getan haben, und dessen Geschichte Kircher selbst auf Grund zuverlässigsten Materials wie folgt erzählt:

Viktor, ein ehrengeachteter und reicher Bürger, hatte eines Tages das Mißgeschick, sich in den Bergen zu verirren und bei einbrechender Dunkelheit in eine ihm völlig unbekannte Gegend zu geraten. Von Furcht und Müdigkeit schier überwältigt, hatte er seines Weges kaum noch acht, und er glaubte sein letztes Stündlein gekommen, als er plötzlich den Boden unter seinen Füßen weichen fühlte und in eine grausige, nachtschwarze Tiefe hinabstürzte. Er hatte natürlich nichts

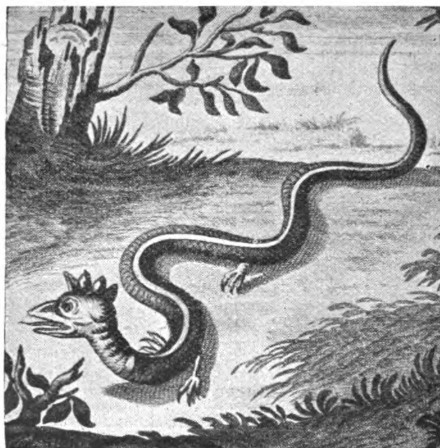
anderes erwartet, als mit zerschmetterten Gliedern drunten anzukommen. Aber das Schicksal hatte ihn zu schlimmeren Leiden aufgespart. Der Boden, auf den er fiel, war weich und morastig, so daß er keine Beschädigung davontrug, doch die Wände der Grube waren so steil und schlüpfrig, daß ein Entkommen aus diesem schauerlichen Grabe völlig unmöglich schien.



Drache aus dem Jahre 1449.

Viktor verbrachte eine entsetzliche Nacht, und als am Morgen ein schwacher Schimmer des Tageslichtes in sein Gefängnis fiel, machte er sich daran, die Beschaffenheit desselben etwas näher zu untersuchen. Er entdeckte in einer der Wände eine Öffnung, die den Eingang einer Höhle zu bilden schien, aber er hatte nur wenige Schritte in den dunklen Gang hinein getan, als er auf zwei schreckliche Drachenungeheuer stieß, die den Eindringling in sehr drohender Haltung empfingen. Viktor betete in Todesangst zu seinem Schutzheiligen,

und der ließ ihn wirklich nicht im Stich. Die Wut der Drachen schien wie durch ein Wunder besänftigt, und sie wurden sogar mit einem Male so zutraulich, daß sie sich nach Katzenart an seinen Beinen rieben. Vor dem Gefressenwerden war Viktor also gnädig bewahrt geblieben, seiner schrecklichen Gefangenschaft aber vermochte er nicht zu entrinnen. Vom 6. November bis zum 10. April — man sieht, die Daten sind sehr genau —



Der von Kaspar Gilg beobachtete Drachen.

mußte er in der Höhle bleiben, ohne eine andere Zerstreuung, als die Gesellschaft der beiden Drachen sie ihm gewähren konnte, und während dieser ganzen Zeit mußte er sich mit derselben Nahrung begnügen, die er seine anspruchslosen Gefährten genießen sah, nämlich mit einer schleimigen Absonderung der Grubenwände, die er die Drachen mit Gier hatte lecken sehen. Er hätte sein Leben in der Grube beschließen müssen, wenn es nicht endlich sogar den Drachen zu langweilig

darin geworden wäre. An dem besagten 10. April nahm Viktor wahr, daß sie sich anschickten, den feuchten Aufenthaltsort fliegend zu verlassen, und er hatte die bewunderungswürdige Geistesgegenwart, just im rechten Augenblick den einen von ihnen am Schweif zu packen, so daß der Überraschte wohl oder übel genötigt war, ihn mit an das Tageslicht zu befördern.

Mit Jubel wurde der Totgeglaubte daheim von den Seinigen empfangen, aber der lange Aufenthalt in der Drachengrube war ihm doch verhängnisvoll geworden. Die Schleimdiät hatte seine Verdauung vollständig ruiniert, so daß er keine andere Nahrung mehr vertrug und sich nur noch zwei Monate lang mühselig hinschleppte. Aber er führte während dieses kurzen Daseinsrestes das Leben eines sehr berühmten Mannes und ließ sich ein Gewand anfertigen, auf das ein getreues Abbild des einen der beiden Drachen gestickt war, und das noch lange nach Viktors Tode aufbewahrt wurde. Kircher hat es mit eigenen Augen gesehen, und die Geschichte der Viktorschen Drachen ist darum ebensowenig anzuzweifeln als alle die anderen „wahrheitsgetreuen" Berichte, auf Grund deren der englische Professor die übrigen Drachenbilder, die wir bringen, anfertigen ließ, und mit denen wir, wie wir hoffen, unseren Lesern ein heiteres Viertelstündchen bereitet haben.





Das Gänschen.

Novellette von S. Barinkay.



Er hatte sie geheiratet, weil sie hübsch und blütenjung war und in ihrer schlanken Grazie entzückend tanzte, so daß ihm das Herz warm wurde bei ihrem Anblick. Da er bereits dreißig Jahre zählte, und es ihm Drang und Pflicht war, ein Heim zu gründen, ihre Verhältnisse auch gut zueinander stimmten, besann er sich nicht lange und verlobte sich mit ihr.

Als noch die Veilchen hinter Busch und Hecken dufteten, hielten sie Hochzeit und wiegten sich zwei Tage darauf glückselig in einer Gondel, die auf dem Canal grande leise dahinglitt, begleitet von dem schwermütigen Gesang des Führers.

Sie nannte ihn „Blondel", weil seine Haare und sein Bart hell waren wie reife Ähren. Darüber lachte er, und es gefiel ihm gut. Er herzte sie als „Amselchen", denn ihr Scheitel war dunkel und glänzend, und sie zwitscherte immer irgend eine Melodie.

Glückselig kehrten sie auch noch heim in eine Wohnung, in der alles schmuck und neu war vom Nagel in der Wand bis zum braunglänzenden Pianino, an dem sie schon in der ersten Stunde Platz nahm und das süße Liebesduett aus dem „Barbier von Bagdad" begann. Er fiel mit einem außerordentlich lieblichen, von zärtlicher Empfindung umschwebten Tenor bei der dritten Strophe ein:

„Und wenn des Lebens Traum entschwunden,
Und wenn der Rose Glut verblich,
Dann tön' in Eden ewiglich,
Wo Rosenketten uns umwunden,
Wo ew'ger Traum uns hält verbunden,
Das eine Wort: Ich liebe dich!"

Nach dem Schlusse sanken sie sich in die Arme.

Am nächsten Morgen mußte er bereits ins Bureau. Die schillernden Festtage waren vorüber; der Alltag zeigte sein Gesicht.

Bis er aus dem Hause kam, zitterten seine Nerven. Spät war er aufgestanden, und dann hatte er nicht zusammengefunden, was er brauchte. Er war gewohnt, daß ihm die Mutter Schlüssel, Börse, Taschentuch und anderes zurechtlegte. Hier waren ihm Möbel und Wohnung fremd, er wußte seine Sachen kaum zu suchen.

Emilie trippelte im rosazarten Negligé ängstlich neben ihm, warf hin, was er her warf, und störte ihn mehr, als sie ihm half. Gereizt schob er sie weg. Sie brach in Tränen aus. Darüber wurde er rauh. Er vergaß ganz, daß sie bis jetzt eine völlig andere Art von ihm gewöhnt war.

Oberflächlich versöhnt, verließ er sein Heim erst, als die volle Stunde schlug.

So setzte die junge Ehe ein, und ähnlich schritt sie weiter. Er war weder eine zärtliche noch eine ideale Natur, dazu verwöhnt von Haus aus. Die Verlobungs- und Flitterwochen hatten sein eigentliches Wesen verklärt, ihn etwas poetisch und überschwenglich gemacht wie alle Verliebten. In Wirklichkeit war er genußfroh, ein wenig derb, egoistisch. Ein Durchschnittsmann. Sie ein Kind von neunzehn Jahren, ein Kind, das nach mißglückten Trotzversuchen verschüchtert in sich zurück-

kroch, unsicher wurde und dadurch alle Vorteile aus der Hand ließ. —

„Heiße mich nicht mehr Blondel! Es klingt so läppisch. Man denkt ja, ich wäre ein Bubelchen oder ein Rennpferd!“ sagte er nach drei Monaten, als er sich von einem verunglückten Mittagstisch erhob und sie ihn, um Vergebung bittend, umarmte.

„Du hast es so gerne gehört in der seligen Zeit —“

„Sage, in der dummen Zeit!“

Sie nahm die kaum berührte Schüssel und ging leise hinaus.

Von da ab rief sie ihn Hans wie seine Mutter, sagte aber kein Wort, als sie bald darauf an der offenen Tür eines herrschaftlichen Stalles vorbeigingen und zu gleicher Zeit ihre Blicke auf die Tafel über der marmornen Pferdekrippe fielen. Da stand in goldenen Lettern der Name „Hans“. Emilie sah fort; er stäubte umständlich seine Zigarre am Eisengitter ab.

Er nannte sie auch nie mehr „Amselchen“. Sie zwitscherte auch nicht mehr. Selten saß sie am Klavier und sang ein Lied, dessen Charakter an das des venezianischen Gondoliers mahnte, der sie und ihr junges, jubelndes Glück einst spazieren fuhr.

Bald erhielt sie von ihm einen anderen Namen — das Gänschen. Die mißgünstigen Bekannten titulierten sie so. Natürlich hinter dem Rücken. Ins Gesicht sagte es ihr nur der eigene Gatte. Wenn er zornig war, ließ er selbst die Verkleinerungsform beiseite. Es kam sogar vor, daß er ihren Liebreiz, der deutlich ins Auge sprang, eine „Gänseblümchenschönheit“ schalt und nicht merkte, daß Herzensunschuld war, was er für Einfalt hielt.

Sie ertrug dieses und vieles andere mit Schweigen, mit einer gewissen verborgenen Würde.

Nach einem Jahre gab sie einem Kind das Leben. Im Rausche der Vaterschaft wurde er wieder weich und zärtlich. Es schien aber, als ob die junge Mutter zu schwach sei, um Sinn dafür zu haben. Mit großen, stillen Augen hielt sie ihn von sich und wies ihn zur Wiege.

Als das Kind nach vier Wochen starb, war nach des Gatten Meinung nur das Gänschen schuld daran. Das Büblein war nicht recht gepflegt, nicht recht genährt, in allem falsch behandelt worden und mußte nur um der mütterlichen Dummheit willen das zarte Leben lassen.

Von dieser Zeit ab erhielt Emilies rundes, frisches Gesicht, das ja wirklich an ein holdes Maßliebchen mit rosigem Strahlenantlitz gemahnt hatte, einen eigentümlichen, hoheitsvollen Ausdruck, der erst befremdete, dann aber mehr und mehr die Züge durchdrang und sie formte und von zunehmender Blässe die Vollendung erfuhr.

Eine Änderung, die dem Wochenbette zuzuschreiben war.

Ein zweiter Knabe wurde ihnen geboren. Der gedieh — zum Glück Emilies. Er wuchs heran, gesund und kräftig, derb und lustig, und bildete das Entzücken des Vaters.

Wenn er aus dem Bureau kam, rannte er zu dem Kinde und trennte sich erst, wenn er gehen mußte. Es war sein Abgott und mochte vielleicht einmal sein Tyrann werden. Das Gänschen hastete nebenher wie ein Schatten, den man eben mitlaufen ließ, weil er einmal da war.

Dann trat das Unheil ein. Hans erkrankte schwer. Man rechnete mit seinem Tode. Das Kind mußte aus dem Hause, weil die unheimliche Majestät darin um-

herschlich, die Grauen und Furcht verbreitet, wohin sie verlangend die dürren Arme streckt.

Mit unbeweglicher Miene stellte sich Emilie an das Krankenbett als Pflegerin, wie es ihre Pflicht war. Sie hatte ganz ruhige Hände und ein ruhiges, weil verhärtetes Herz.

In einer Fiebernacht schrie der Kranke im Tone der Liebe nach ihr. Er schaukelte mit ihr wieder auf Venedigs Kanälen und war bewegt von Seligkeit. An sein „Amselchen" richtete er die zärtlichsten Worte.

Da fingen ihre Hände zu beben an. Von der Dornenhecke, die als Schutz um ihr Herz gewachsen war, fiel Ästlein um Ästlein. Sie weinte und betete um den Mann, der sie darben ließ an Wärme und nur freigebig war mit Kränkungen.

Der Himmel ließ ihn leben.

Mit jedem Schritte zur Besserung schichtete die junge Frau ein Dornenreis um das andere wieder übers Herz und war alsbald so still und verschlossen wie vorher. Nur bleicher, schmächtiger, und in den Augen flackerte noch ein Nachglanz der aufgeloderten und dann erloschenen Flamme.

Als die Herbstsonne fröhlich durchs offene Fenster spielte, saß er als Genesender im Lehnstuhl. Er hatte so viele Zeit jetzt zu träumen und nachzudenken über dies und das, wie über sich selbst.

Ein Sonnenflecken tanzte auf seinen Händen, hüpfte über den Teppich, schwang sich auf das dunkle Haar der Gestalt, die unweit von ihm saß und nähte. Seine Augen gingen mit dem hellen Schein und hatten plötzlich das Bild einer ernsten, blassen Frau vor sich. „Emilie!" Erstaunt betrachtete er sie. Wie sehr hatten die wenigen Jahre ihrer Ehe sie verändert! Ganz anders war sie geworden, seit er sie zum Altar führte.

Etwas Strahlendes, Überfrohes floß damals von ihr aus, und jetzt war sie so gemessen, so still und in sich versunken, und die runden, rosigen Wangen suchte er vergebens.

Hatten seine Krankheit, die Sorge, die anstrengende Pflege diese Umwandlung bewirkt?

„Du solltest mehr an die Luft gehen, Emilie! Dich ruhen, dich zerstreuen, mit einem Wort, mehr auf dich achten! Du siehst nicht gut aus. Willst du keinen Spaziergang machen?“ sprach er sie an.

„Später, wenn der Kleine wieder da ist und dir Gesellschaft leisten kann. Jetzt darfst du nicht allein sein. Soll ich dir vorlesen? Machen wir eine Partie Domino?“

„Nein,“ antwortete er langsam und nahm den Blick nicht von ihr. Und nach einer Pause fragte er: „Hast du keinen Wunsch, Liebe? Du hast so viel Plage mit mir gehabt. Ich möchte dir ein wenig dankbar sein.“

Seine Stimme klang so weich, daß sie überrascht aufsah. „Einen Wunsch! — O ja!“ Sie richtete den Blick aus dem Fenster und sagte errötend und ganz leise: „Nenne mich nicht mehr Gänschen — des Knaben wegen. Er wächst heran und würde bald gering von mir denken.“

Das fiel in seine Gedanken wie ein Donnerschlag. Das Blut stürzte ihm ins Gesicht. Seine Stirne brannte. Er senkte den Kopf und wußte kein Wort der Erwiderung.

In der nächsten Minute klopfte es. Der Arzt, ein Freund des Genesenden, trat über die Schwelle, mit dem Kinde an der Hand. „So, jetzt darfst du ihn wieder haben! Freue dich seiner, du Wiedererstandener!“

Er prüfte ihm Puls und Herz mit zufriedener Miene. „Na, das hüpft und bubbert jetzt noch ein bißchen

— vor Vergnügen wohl, weil du deinen Liebling wieder hast. Aber das bedeutet nichts mehr. Mich brauchst du nimmer! Du bist heraus!“ lachte er. „Deiner tapferen Frau dankst du nächst dem Himmel das Leben. Sie hat dich großartig gepflegt. Bis ich wiederkomme, wirst du gewiß auch ein anderes Gesicht machen. Bist noch recht schwach. Das lange Hungern hat dich auf den Hund gebracht und stumm und wehleidig gemacht. — Päppeln Sie ihn recht, füttern Sie ihn tüchtig, Frau Emilie! Adieu! Und auf heiteres Wiedersehen!“

Den Knaben wunderte es, daß der Vater nichts weiteres für ihn hatte als ein paar innige Küsse, daß er ihn nicht so herzte und mit ihm schäkerte wie sonst. „Du bist noch krank, Papa?“ fragte er.

„Nein, nein, mein Junge, nur müde! Geh spielen!“

Der Mann heftete das Auge wieder auf seine Frau, die erst das Kind versorgte und sich dann wieder am Fenster niederließ. Er sann und sann. Es kam ihm zum Bewußtsein, wie wenig ihm Emilie die Jahre her gewesen war. Nicht einmal ein Spielzeug. Nur eine Notwendigkeit, mit der er ständigen Krieg führte, als ob sie ihm lästig wäre. Und einen unedlen Krieg! Er war stets der Angreifende, ohne mit Absicht gereizt worden zu sein. Er höhnte, wo sie schwach war.

Die Ahnung der Wahrheit lichtete seine Gedanken, machte ihm klar, daß er sie lieblos behandelt hatte — ohne Nachsicht, ohne Güte.

Wie schmuck war sein Heim, wie still lief die Wirtschaft ab, und wie blühte das Kind, das sie ihm geschenkt!

Was verlangte er mehr?

Waren nicht die weichen, leidenden Linien um ihren Mund Zeichen, die sein Benehmen hineingegraben?

Er erinnerte sich der ersten Wochen ihrer Ehe, der Liebe, die sie ihm gezeigt. Er hatte ihrer nicht sonder-

lich geachtet, als der Alltag sein Recht forderte, und sie selbst in kindlicher Unbeholfenheit nicht gleich den scharfen Gang mittraben konnte. Er hatte ihr keine Zeit gelassen, sich hineinzufinden, zu lernen, was ihr fremd war, sondern sie ungeduldig vorwärtsgestoßen mit rauhem Spott.

Welch ein Tor er war! Ist auf solche Weise je das Glück gefunden worden?

Sie hatte ihn gesund gepflegt. Aus Pflicht! Wer konnte sagen — in Liebe?! Wenn diese Liebe ihm verwelkt war, ehe er verstanden hatte, sie zu schätzen?

Bleich wurde er und seufzte.

Sie sah empor. „Fehlt dir etwas?“

Verneinend bewegte er den Kopf.

Ihre Augen schauten ineinander. Das war seit Jahren nicht gewesen. In den ihren stand noch die Wunschfrage, auf die er vorhin die Antwort schuldig geblieben war. In den seinen schimmerte etwas, was sie zittern machte. Eine Melodie sangen sie, die ihr längst verklungen war.

Was können Blicke sagen? Mehr als tausend Worte.

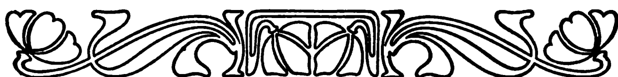
Sie fühlte, vor ihr befand sich der Mann wieder, dem sie einst ihr Herz gegeben, und den sie „Blondel“ nennen durfte.

Er erhob sich und kam auf sie zu. Sie sprang gleichfalls auf, wie in Sorge, ihn zu stützen. Auf halbem Wege breitete er mit einem Schluchzen die Arme aus: „Emilie!“

Einen Schritt machte sie vorwärts, streckte ihm die Hände entgegen und ließ sich umfangen.

Aus dürren Zweiglein hatte sie diesmal den Dornwall ums Herz kunstvoll aufgebaut. Nichts war festgewachsen. Unter dem Augenzauber der Liebe war er in Sekundenschnelle zusammengebrochen.





Über Mauer und Hürde.

Bilder von der Hindernisbahn. Von H. Giersberg.



Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Wettrennen mit Pferden nahmen bereits einen breiten Platz in den Kampfspielen der Alten ein, aber sie bestanden zumeist in Wettfahren zwei-, drei- oder vierspänniger Wagen, während das Reiten seltener und weniger beliebt war. In späteren Zeiten verschwanden diese öffentlichen Wettkämpfe fast ganz, und erst gegen den Ausgang des Mittelalters kamen sie — namentlich in den südlichen Gegenden Deutschlands — als Volksbelustigung wieder in Aufnahme. Irgendwelche sportliche Bedeutung hatten sie indessen damals nicht, denn sie bestanden zumeist in einem mehr auf komische Wirkungen berechneten Bauernreiten, bei dem ungeübte Reiter auf gänzlich untrainierten Gäulen saßen.

Die Heimat der Pferderennen von ausgesprochen sportlichem Charakter ist England, wo sie schon seit dem 17. Jahrhundert mit dem vollen Bewußtsein ihrer Bedeutung für die Pferdezucht durch die Aussetzung hoher Preise gepflegt wurden, wenn auch die jedem Sohne Albions innewohnende Wettleidenschaft den wesentlichsten Anteil an ihrer raschen Entwicklung gehabt haben mag.

Von England her kam die Einrichtung der vom Staate begünstigten öffentlichen Pferderennen auch zu

den Ländern des Kontinents, in denen sie jetzt überall als ein volkstümlicher und in seiner Wichtigkeit voll gewürdigter Brauch besteht. Denn neben ihrem rein sportlichen Interesse bieten diese Veranstaltungen die beste Gelegenheit, das für eine ständige Hebung und sachgemäße Pflege der Pferdezucht erforderliche leistungsfähige Material auszuwählen. Außerdem aber ist es in erster Linie diesen öffentlichen Rennen zu danken, daß die Kunst des Reitens im Gelände während des letzten Jahrhunderts zu großer Vollkommenheit ausgebildet worden ist, und daß das für militärische Zwecke so überaus wichtige Kampagnereiten mehr und mehr von den in der Reitbahn gepflegten zwecklosen Künsteleien befreit wurde.



Der Auffsprung

Unter diesem Gesichtspunkte ist namentlich den sogenannten Hindernisrennen oder Steeplechases eine besondere Bedeutung beizumessen. Sie gelten mit vollem Recht für die beste Schule des Reiteroffiziers und erfreuen sich aus diesem Grunde der weitestgehenden Förderung und Unterstützung von seiten der Heeresleitungen.

Der Unterschied zwischen einem fast immer von berufsmäßigen Jockeis bestrittenen Flachrennen und einem Hindernisrennen läßt sich am besten damit kennzeichnen, daß das erstere eine Probe auf die Leistungs-



Koppelreck.

fähigkeit des Pferdes, das andere aber ein Prüfstein für die Tüchtigkeit des Reiters ist. Voraussetzungen und Bedingungen sind in beiden Fällen grundverschieden. Schon die Beschaffenheit der für den einen und den anderen Zweck hergerichteten Bahnen läßt auch dem unkundigen Besucher des Rennplatzes darüber keinen Zweifel. Während die Flachrennbahn einen

ebenen, elastischen Rasenboden haben muß, der den Pferden bei der Entwicklung größtmöglicher Schnelligkeit keinerlei Schwierigkeiten bereitet, ist die Hindernisbahn gerade auf eine gegenteilige Wirkung eingerichtet.



In flotter „Fahrt“.

Hier ist der Boden von einer Anzahl natürlicher oder künstlicher Hindernisse unterbrochen, deren Überwindung bei dem Reiter nicht nur eine volle Beherrschung der Reitkunst, sondern auch große Umsicht, Geistesgegenwart und Nervenstärke voraussetzt — jene

vor nichts zurückschreckende Kühnheit nicht zu vergessen, ohne die selbst ein tüchtiger und in allen Sätteln gerechter Kavallerist niemals ein Meister in seiner Kunst werden wird.

Die Hindernisse selbst sind von der mannigfachsten Art. Außer der aus Korbgeflecht oder Reisig hergestellten Hürde und dem Koppelreck kennt man Hecken von verschiedener Höhe, Mauern, Wassergräben und den irischen Wall, der manchem Reiter besonders unbequem ist, da er sich nicht gleich den anderen Hindernissen in einfachem Sprunge nehmen läßt.

Er besteht nämlich aus einem ein bis eineinhalb Meter hohen Erdwall, der zu breit ist, um glatt übersprungen werden zu können. Der Gaul muß vielmehr, um ihn zu überwinden, von der einen Seite hinauf- und von der anderen wieder herabspringen, letzteres meist noch im Weitsprung, da auf manchen Bahnen hinter dem irischen Wall noch ein Graben angelegt ist.

Den mit dem Rennsport wenig vertrauten Zuschauer mag es oft in Verwunderung setzen, daß die Hindernisrennen, deren Bestreitung ihm als die bei weitem schwierigere Leistung erscheint, durchweg mit viel niedrigeren Preisen bedacht sind als die Flachrennen, und daß er auf den Rennprogrammen bei den ersteren kaum jemals die Namen berühmter Pferde oder „erstklassiger“ Jockeis verzeichnet findet. Aber es geht dabei durchaus mit rechten Dingen zu. Für die Auswahl des besten Zuchtmaterials haben nur die Flachrennen eine ernsthafte Bedeutung, denn sie allein vermögen zu erweisen, was ein Pferd bei sachverständiger Ausnutzung leisten kann. Ein Sieg im Flachrennen, der den Verkaufswert seines Renners sofort um ein erhebliches steigert, hat darum für den Besitzer ganz andere Bedeutung als der Erfolg eines

Steeplers, der in der Hauptsache doch nur einen Triumph seines Reiters darstellt. Der Jockei, der einen Gaul auf der Flachbahn als Sieger durchs Ziel gesteuert hat, wird demgemäß auch sehr viel höher ent-



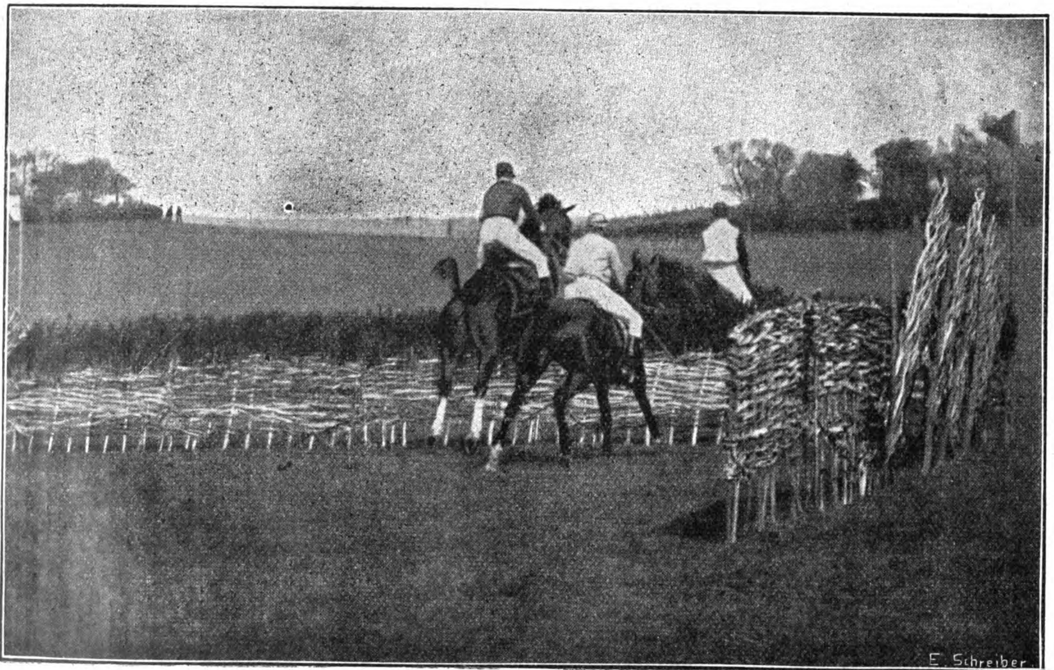
Im Sprung.

lohnt, und es entspricht nur den durch sie für ihre Auftraggeber erzielten Gewinnen, wenn einzelne dieser Reitkünstler ihre Jahreseinnahmen nach Hunderttausenden beziffern können.

So glänzende Einnahmen kann die Hindernisbahn weder für den Rennstallbesitzer noch für den Jockei

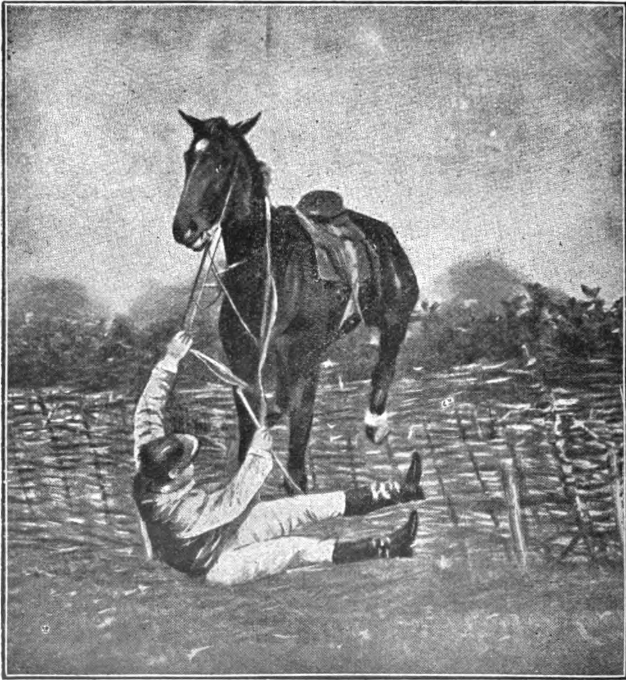
abwerfen. Sie wird darum in der Hauptsache immer die Domäne der Herrenreiter bleiben, die sich vorwiegend aus den Reihen der aktiven Offiziere rekrutieren. In Deutschland war es noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein Brauch, daß Kavaliere beim Jagdrennen mit Berufsjockeis konkurrierten, und wenn auch die daraus entstehenden gesellschaftlichen Unzuträglichkeiten schließlich zu einem Verbot dieser gemeinsamen Beteiligung führen mußten, so ist es doch außer Zweifel, daß unsere Offiziere dabei von den englischen Jockeis sehr viel gelernt haben, und daß die Hindernisrennen sportlich dadurch auf eine Stufe gehoben worden sind, die sie unter anderen Umständen schwerlich erreicht haben würden.

Was das für Jagd- und Hürdenrennen verwendete Pferdematerial betrifft, so sind aus den oben angeführten Gründen die an dasselbe zu stellenden Anforderungen weniger hoch als bei den Flachrennern. Bei uns in Deutschland gibt es denn auch nur wenige Rennstallbesitzer, die wertvolle Pferde von hervorragenden Qualitäten als Springer verwenden. Bei der Niedrigkeit der zu gewinnenden Preise und bei den mancherlei Gefahren, welche die Hindernisbahn für Roß und Reiter in sich birgt, würden sie damit eine recht kostspielige Liebhaberei betreiben, die sich höchstens die allerreichsten von ihnen auf die Dauer gestatten könnten. Selbst ältere Pferde, die sich auf der Flachbahn ausgezeichnet haben, aber nicht mehr über ihre volle Leistungsfähigkeit verfügen, verwendet man viel vorteilhafter für Zuchtzwecke denn als Steepler, wie ehrenvoll sie auch ihren Platz da vielleicht noch ausfüllen würden. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß jeder geringwertige Gaul gut genug für die Hindernisbahn sei. Ein Pferd, das als Springer allen be-



Vor der Hürde.

rechtigten Ansprüchen genügen soll, wird immer noch von recht guter Qualität sein müssen, und auch unter den erfolgreichen Steeplern sind einige gewesen, die es, wie die aus dem Graditzer Gestüt hervorgegangene



Nach photographischen Aufnahmen von Charles Knight in Newport.

Zu früh gelandet.

Stute „Wellgunde", zu hoher Berühmtheit gebracht haben.

Im wesentlichen aber sind die Hindernisrennen doch nur wichtig und bedeutsam als die hohe Schule unserer Reiteroffiziere, und sie haben nicht wenig dazu bei-

getragen, auch dem großen Publikum eine Vorstellung davon zu gewähren, wie vollkommen das mit Eifer und Hingebung betriebene Kampagnereiten den Namen einer Kunst verdient, deren Meister nicht selten der aufrichtigsten Bewunderung wert sind.

An solcher Anerkennung pflegt es ihnen auf den Rennbahnen denn auch nicht zu fehlen. Matadore des Hindernissports, wie der verstorbene General v. Rosenberg oder wie die Herren v. Heyden-Linden, Kramsta und Tepper-Laski, gehören zu den populärsten und beliebtesten Persönlichkeiten auch in solchen Kreisen, die sonst durch keinerlei Beziehungen mit der vornehmen Sportwelt verknüpft sind. Es gibt eben kaum einen Zuschauer, dem sich nicht beim Anblick eines in flotter „Fahrt" gerittenen Jagdrennens die Überzeugung aufdrängte, daß es doch noch anderer Eigenschaften als einer durch Übung zu gewinnenden, rein äußerlichen Gewandtheit bedarf, um die Schwierigkeiten solchen Ritts über Mauer und Hürde siegreich zu überwinden. Der frische, fröhliche, unerschrockene Reitergeist, der sich in dieser wahrhaft ritterlichen Sportübung offenbart, darf mit Fug als eine der trefflichsten Eigenschaften unseres Offizierkorps angesehen werden.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Auch eine Hinrichtung. — In der Stadt Cosala in Mexiko war ein junger Mann aus angesehener Familie ermordet worden. Der Mörder, ein gewisser Pacheco, wurde bald festgenommen. Ein deutscher Reisender, der damals — es war im Jahre 1830 — gerade in dem Orte weilte, schilderte nun das Verhör und die Hinrichtung, denen er beigewohnt hatte, später in einem noch vorhandenen Briefe.

Der Gerichtshof bestand aus einem einzigen Richter, der sich in einer Hängematte schaukelte. Der gefangene Mörder saß gemächlich, von zwei Soldaten nicht allzu aufmerksam bewacht, neben einem Tische und rauchte wie der Richter seine Zigarre. Ebenso rauchten die auf dem Boden hockenden Soldaten.

„Seit die Regierung die Regie verpachtet hat, ist doch der Tabak abscheulich geworden," begann der Richter das Verhör, indem er sich eine frische Zigarre anzündete.

„Es gibt aber mutige Männer, welche Flintenschüsse mit den Zollwächtern wechseln," antwortete der Mörder. „Überzeugen Sie sich, daß sie bessere Zigarren ins Land bringen, und nehmen Sie das Paket da."

Der Richter nahm das Paket, warf seine Zigarre weg und zündete sich eine von den eben erhaltenen an. Diese schien ihm zu munden, denn er bat den Gefangenen, ihm doch einen Schmuggler zu empfehlen, damit er sich auch mit so vortrefflicher Ware versorgen könne. Pacheco versprach es, und der Richter begann nun nach einigen kräftigen Zügen: „Aber sage mir doch, warum hast du den Antonio ermordet?"

„Ich weiß es selbst nicht, ich hatte eine Wut gegen ihn."

„Hm, das ist allerdings eine Entschuldigung, aber sie reicht nicht hin. — Sag einmal, wie hoch läßt sich denn dein Freund die Zigarren bezahlen?"

In diesem Tone ging das Verhör fort, bis der Richter schließlich tabakschmauchend in aller Gemütlichkeit Pacheco zum Tode des Erschießens verurteilte und ihm ankündigte, daß in achtundvierzig Stunden das Urteil vollstreckt werden würde. Als der Richter dann ein Protokoll aufsetzen wollte, fand sich's, daß kein Schreibzeug da war. So mußten die Soldaten einfach als Zeugen dienen, daß Pacheco rechtmäßig verurteilt worden war. —

Der Tag der Hinrichtung kam, doch leider waren die paar Soldaten, welche die „Garnison" der Stadt ausmachten, fort, um einen wertvollen Warentransport nach der Küste zu begleiten. Man mußte deshalb andere Männer suchen, die den Pacheco erschießen sollten. Man fand, zumal man jedem nur drei Realen zahlen wollte, nur drei Mann, die aber schlechte Gewehre hatten und fast gar nicht schießen konnten. Der beste Schütze der Stadt, ein Halbblutindianer, weigerte sich, für weniger als zehn Realen „seinen besten Freund Pacheco" zu erschießen.

So kam die letzte Stunde des Verurteilten. Pacheco wurde auf einen freien Platz vor der Stadt geführt, dort an ein großes Kreuz gebunden, und die drei Männer stellten sich mit ihren Schießprügeln vor ihm auf. Der erste schoß. Fünf Zoll über dem Kopfe des Mörders war die Kugel in das Holz des Kreuzes gegangen.

„Ich habe die Richtung," sagte der Schütze, „das nächste Mal werde ich treffen."

Nun schossen die anderen, aber mit noch weniger Erfolg. So ging es eine geraume Zeit lang. Der Indianer stand mit seinem Gewehre dabei und sah zu. Schließlich konnte er sich trotz aller seiner sonstigen Ruhe nicht enthalten zu bemerken: „Nun, Señor Richter, was sagt Ihr zu den Leuten, die für drei Realen jemanden erschießen wollen? Gebt mir acht, und die Sache ist abgemacht!"

Der Richter glaubte jedoch seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er auf den Vorschlag des Indianers einging, und so ging die Schießerei noch eine Weile weiter. Jetzt hatten die Schützen die Richtung schon besser, denn Pacheco blutete aus mehreren Streifwunden.

Endlich verlor der gemarterte arme Sünder die Geduld und rief dem Indianer zu: „Freund, erschieß' du mich!"

„Recht gern, lieber Pacheco, aber ich verlange acht Realen dafür, die man mir nicht geben will.“

„Das laß dich nicht kümmern. Erschieß mich und nimm dann das Geld, das du in meiner Tasche findest!“

„Hast du denn acht Realen?“

„Einen Piaster habe ich sogar! Aber eile — ich leide, als wäre ich schon in der Hölle!“

„Armer Freund!“ murmelte der Indianer, legte an und schoß auf den Freund, der ja einen Piaster in der Tasche hatte. Die Kugel war zwischen den Augen in den Kopf eingedrungen, und Pacheco war sogleich tot.

Der Indianer trat zu dem toten Freunde und durchwühlte seine Taschen. Er suchte und suchte, dann rief er verzweiflungsvoll: „Zwei Realen hat er nur, der Lump! O Pacheco! Das hätte ich nicht von dir erwartet, mich noch so kurz vor dem Tode zu betrügen!“ St.

Die Einbildungskraft als Heilmittel und als Krankheitserregerin. — Daß ein Arzt, zu dem man kein Vertrauen hat, einem schwer helfen kann, ist eine bekannte Tatsache. Zu einem Teile ist es nämlich nicht der Arzt, der dem Kranken hilft, noch sind es seine Pulver, Pillen oder Tropfen, sondern es ist die Phantasie, die mit Zuversicht von ihm Hilfe erwartet.

Doktor Sigmund berichtet in einem ärztlichen Journal, daß eine arme Frau zu ihm kam und ihn um eine Medizin für ihre schmerzende, entzündete Hüfte bat. Er gab ihr ein Rezept mit der Anweisung: „Legen Sie das auf die kranke Stelle.“ Er hatte natürlich gemeint, sie solle das Pflaster, das er ihr verschrieben hatte, auflegen; sie aber, an die Kuren von Schäfern und alten Weibern gewöhnt, faßte die Sache so auf, als solle sie das beschriebene Blatt auflegen. Sie ging also nach Hause, zog eine Schnur durch das Rezept und sorgte dafür, daß es gerade auf die Hüfte hinabhing. Und es half. Nach acht Tagen kam sie wieder zu ihm und bedankte sich für die glückliche Heilung. Nur dadurch, daß er auf den Fall einging und einige Fragen über den Verlauf des Heilungsprozesses stellte, kam es heraus, wie die Frau seine Vorschrift befolgt hatte. Ihr hatte also ausschließlich die Phantasie geholfen.

Diese nicht hoch genug einzuschätzende Kraft war es, die in frühe-

ren Zeiten, als die Arzneiwissenschaft noch in den Windeln lag, die albernsten Medikamente wirksam machte, mochten sie mit der Natur der zu behandelnden Krankheit noch so wenig zu schaffen haben, und diese Kraft ist es auch, die noch heutigentags das Heer der Geheimmittel und der Quacksalbereien in üppiger, einträglicher Blüte erhält, die auch bei eingebildeten Krankheiten den harmlosen Kügelchen aus geriebenem Brote und Zucker eine entschiedene Heilkraft verleiht.

Denn man kann sich tatsächlich auch Krankheiten einbilden. Sidney Smith erzählt aus seiner eigenen Erfahrung, wie der Dichter Rogers sich einmal heftig erkältete, weil er sich einbildete, neben einem geöffneten Fenster zu sitzen, das gar nicht vorhanden war. Er befand sich in einem fremden Hause bei einer großen Festlichkeit, und ein mächtiger Spiegel neben ihm, der ein offenes Fenster an der anderen Seite des Saales widerspiegelte, erweckte in ihm die Vorstellung, daß der Spiegel das offene Fenster sei und einen unerträglichen Zug verursache. Die Folge davon war, daß er krank wurde an eingebildetem Zuge. Daß eine Krankheit dieser Art auch am sichersten vermittels der Einbildungskraft zu heilen ist, liegt auf der Hand. C. D.

Neue Erfindungen: I. Zitronenschnellpresse „Limona". — Diese kleine, billige Neuheit, eine Zitronenschnellpresse, dürfte als handliche, stets gebrauchsfertige Maschine für jede größere Haushaltung, wie für Krankenhäuser, Hotels, Pensionen, Restaurants und so weiter ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Sie dient zur Herstellung von kern- und fruchtfleischfreiem Zitronensaft zur Bereitung von Limonaden und so weiter. Man nimmt die halbierte Zitrone in die linke Hand und drückt sie leicht gegen den gerippten Reibkörper, während man mit der Rechten die kleine Kurbel in mäßig schnelle Bewegung setzt. Es trennen sich sofort Saft, Kerne und Fruchtfleisch. Letztere bleiben



Zitronenschnellpresse „Limona".

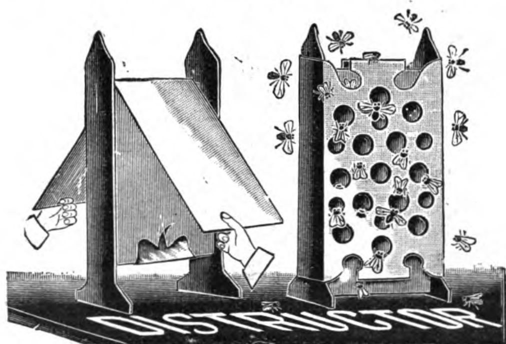
auf dem leicht herausnehmbaren Filtersieb liegen, der Saft wird durch die Schale aufgefangen und nach einem untergesetzten Gefäße abgeleitet. Die Arbeitsleistung dieser hübschen Maschine ist ganz enorm, 15 bis 20 Zitronen können mit Leichtigkeit in wenigen Minuten ausgepreßt werden; sie besitzt den Vorteil, außerordentlich leicht von Kernen und Fruchtfleisch gereinigt werden zu können und übertrifft hierin sowohl in Leistung, Einfachheit und Reinigung alle bisherigen Apparate, auch die amerikanische Zitronenpresse aus Glas, die bekanntlich schwer zu reinigen ist, da das Entfernen des Fruchtfleisches nur mit Mühe zu bewerkstelligen ist. Fabrikant ist das Eisenwerk G. Meurer, Cossebaude-Dresden.

II. Fliegenfalle „Liliput" — Fliegenfänger „Distruktor". — Eine ganze Reihe von Apparaten ist schon erfunden worden und auch praktisch in Gebrauch, um in den Sommermonaten den so lästigen Fliegen in unseren Wohnräumen den Garaus zu machen. Welcher der beste von allen ist, wird sehr schwer zu entscheiden sein, denn fast eine jede Fliegenfalle hat ihre Vorteile, aber auch Nachteile. Beschränken wir uns daher hier darauf, zwei weitere Neuheiten wiederzugeben: eine Fliegenfalle „Liliput" der Firma Paul Köhler in Leipzig-Li. 1 und einen Fliegenfänger „Distruktor" der Firma Ernst Johannsen in Berlin, Markusstraße 52. Die Falle „Liliput" entspricht den bisher gebräuchlichen Fliegenfallen aus Glas, sie besteht aber aus Drahtgaze, ist daher nicht zerbrechlich und ist auch bedeutend billiger im Preise (20 Pfennig), zwei Vorteile, die im Haushalte eine bedeutende Rolle spielen. Der Fliegenfänger „Distruktor" beseitigt die Stubenfliegen mittels des bekannten Fliegenleimes; seine Vorteile sind: auswechselbare Fangblättchen, daher sehr billig im Gebrauch. Der unästhetische Anblick der toten Fliegen ist dem Auge entzogen, da das mit Fliegenleim präparierte Fangblättchen sich hinter einer mit Löchern versehenen Umhüllung befindet. Die Öffnungen gewähren den Fliegen den Eintritt in den Apparat, die dort sofort durch den Leim festgehalten werden. Sind genügend Fliegen



Fliegenfalle „Liliput".

gefangen, so wird das Fangblatt herausgenommen und ein neues eingesetzt. Der kleine Apparat hat noch den Vorteil, daß die Zimmerbewohner mit dem Fliegenleim nicht in Berührung



Fliegenfänger „Distruktor“.

kommen können, wie dies sehr oft bei den freihängenden Fliegenleimbändern, mit Leim bestrichenen Papiertüten und so weiter vorkommt.

Zwei Wahrsager. — Als General Tacon Gouverneur von Kuba war, lebte in Havanna ein Wahrsager, der sich eines großen Zulaufes erfreute und über die Gemüter von hoch und niedrig einen mächtigen Einfluß ausübte. Dieser Wahrsager stand im Dienste der Sklavenhändler und der für sie arbeitenden Schiffskapitäne, zu deren Gunsten er seinen ganzen Einfluß aufbot. Wenn die Matrosen im Begriffe standen, sich für ein Schiff anwerben zu lassen, so pflegten sie die landläufige Mode mitzumachen und sich von dem berühmten weisen Manne die Karten legen zu lassen. Der Wahrsager riet ihnen allemal, sich an den nach Afrika aufbrechenden Sklavenexpeditionen zu beteiligen, und weissagte ihnen großen Gewinn und eine glückliche Heimkehr. Dies Vorgehen ermutigte die Leute so, daß sie sich in hellen Haufen den Kapitänen der Sklavenschiffe zur Verfügung stellten, während die Kauffahrer die größte Mühe hatten, die zur Ausrüstung ihrer Schiffe nötige Mannschaft zusammenzubekommen. Diese letzteren klagten schließlich ihre Not dem General Tacon.

Der General ließ den Wahrsager zu sich bitten, und dieser folgte dem Rufe nicht wenig geschmeichelt, denn er bildete sich ein, der gefürchtete Machthaber wolle gleichfalls seine Kunst in Anspruch nehmen.

Wirklich redete ihn derselbe auch an: „Sie können ja wohl in die Zukunft sehen und kommende Ereignisse vorhersagen?"

„Jawohl, Exzellenz," war die zuversichtliche Antwort des Betrügers, der seine gewohnte prophetische Haltung annahm und seinen Gesichtszügen einen ernsten, weitschauenden Ausdruck gab. Dabei mischte und ordnete er bereits seine Karten auf geheimnisvolle Weise.

„Nun," erkundigte sich Tacon, als er mit seinen Vorbereitungen fertig zu sein schien, „was sagen Ihre Karten?"

Der Wahrsager betrachtete gedankenvoll die Karten und fing dann langsam an: „Sie sagen: Eure Exzellenz ist außerordentlich beliebt in allen Klassen der Bevölkerung, und es steht Ihnen eine glänzende Zukunft in Aussicht voller Macht, Ehre und —" Er zögerte einen Augenblick.

Das Auge des Gouverneurs ruhte düster auf ihm. „Machen Sie die Geschichte kurz," drängte er. „Es warten noch andere Geschäfte auf mich."

„Weiter offenbaren mir die Karten im Augenblick nichts," erklärte der Wahrsager.

„Nun schön," sagte Tacon, „jetzt geben Sie mir einmal die Karten. Ich verstehe mich nämlich auch ein wenig aufs Wahrsagen." Dabei mischte und legte er die Karten vor dem gespannt dreinschauenden Schwarzkünstler, und dann sprach er folgendes: „Mir verraten die Karten nun ganz etwas anderes. Ich sehe aus ihnen, daß Sie in weniger als einer Stunde im Kastell Morro Steine brechen und bei dieser nützlichen Beschäftigung volle zwei Jahre bleiben werden."

Damit befahl er, den Betrüger abzuführen und ihn dem Kommandanten des Kastells Morro auszuliefern, der ihn auf zwei Jahre zu harter Zwangsarbeit verwenden möge. C. T.

Keglereigentümlichkeiten. — Es ist höchst interessant zu sehen, welche Vorbereitungen mancher Kegler trifft, ehe er sich in der ihm zusagenden Stellung befindet, wie er die Kugel vor dem Schub

untersucht und sie streichelt, wie er ihr behutsam auf den Scheitel tupft, wie er der laufenden Kugel nachredet und sie zu bestimmen sucht, mehr links oder rechts zu gehen, wie das Unterstemmen der Arme, das Eindrücken der Kniee, das Heraufziehen des einen Fußes, wie überhaupt jede Bewegung des Schiebers anscheinend auf die laufende Kugel wirken soll. Fast könnte man von einem geheimen Einverständnis zwischen beiden überzeugt sein. Freilich wirkt der magnetische Rapport nicht in jedem Falle nach des Keglers Willen; hin und wieder verwandelt sich eine Kugel, die der Schieber sicher auf „alle Neune" angelegt zu haben glaubte, in ihrem Laufe bis zu den Kegeln in einen häßlichen „Pudel".

Aufmerksame Zuschauer können beobachten, wie jeder Kegler beim Schub seine besonderen Eigenheiten hat. Einige Kegler schieben ihre Kugeln, ohne Anlauf zu nehmen. Diese sind den Keglern gegenüber, die einen Anlauf nehmen, zumeist im Vorteil, weil sie einen sichereren Aufsatz haben als die Anlaufschieber. Manche Kegler schieben in Hemdärmeln, einige ohne Kragen, sogar ohne Weste. Der eine bückt sich sehr tief, der andere steht beim Wurfe aufrecht, ein dritter dreht sich nach dem Schub noch auf der Ferse um seine Achse. Der eine schiebt mit trockener Hand, der andere benetzt vor jedem Schube erst seine Fingerspitzen mit Wasser. Ein Kegler schiebt eine langsame, eine sogenannte Spital-, Lazarett- oder Alteherrnkugel, wieder ein anderer eine rasche, kräftige. Hier glaubt einer nur Erfolg zu haben, wenn er die Kugel im Bogen schiebt. Einer vermeint nichts zu treffen, wenn hinter ihm gesprochen oder auch nur geflüstert wird, andere lassen sich durch nichts beeinflussen. Nervöse Kegler schieben nur zu Anfang gut, phlegmatische müssen erst mehrere Kugeln geworfen haben und in Schweiß gekommen sein, ehe sie einen guten Wurf machen. Mancher hebt, wenn er die Kugel geworfen hat, das eine Bein hoch und macht damit die zierlichsten Steuerbewegungen, oder er schlenkert mit den Armen, als hätte er die Kugel an der Leine. Wieder einer macht sogar mit dem ganzen Oberkörper Bewegungen nach links und rechts, als wollte er sich die Hüften ausrenken. Die meisten Kegler führen solche Bewegungen aus, ohne daß sie es überhaupt merken. Aber auch schöne und graziöse Haltungen kann man oft genug sehen. C. T.

nun unsere Fußbekleidung derartig unpraktisch eingerichtet, daß die Verdunstung auf der Fußsohle und auf dem Fuße überhaupt nur eine sehr mangelhafte sein kann. Die Folge davon ist, daß die Füße meist in feuchter Bekleidung stecken, wodurch ihnen abnorm viel Wärme entzogen wird, und leicht Erkältungen sich entwickeln. Dazu kommt noch, daß die im Schweiß enthaltenen flüchtigen Fettsäuren, welche demselben den eigenartigen scharfen Geruch geben, ebenfalls in größeren Mengen sich ansammeln, sich zersetzen und den Geruch zu einem noch unangenehmeren machen. Endlich spielen, wie bei jedem Zersetzungsprozesse, die Bakterien und insbesondere die Fäulnisbazillen eine große Rolle. Unter der Einwirkung dieser Lebewesen wird die Zersetzung des Schweißes direkt faulig und führt zu jenem penetranten Geruche, der nicht nur für die Patienten selbst, sondern auch für ihre nächste Umgebung eine höchst lästige und ekelerregende Zugabe bildet.

Diese drei Faktoren sind als die Hauptursache des Schweißfußes zu betrachten, und gegen diese muß man bei der Beseitigung desselben auch in erster Linie ankämpfen. Liegen allgemeine Schwächezustände, Blutarmut, Bleichsucht und so weiter vor, so hat man zunächst durch eine kräftige Ernährung, Darreichung stärkender Malzpräparate, längeren Aufenthalt in reiner, ozonreicher Waldluft oder an der See, den fortgesetzten Gebrauch von eisen- und stahlhaltigen Brunnen und Bädern, fleißige Bewegung im Freien und körperliche Übungen, Milch-, Molkenkuren und so weiter dafür Sorge zu tragen, daß der Kräftezustand gebessert, der Stoffwechsel gehoben, und eine neue und gesunde Blutbeschaffenheit erzielt wird. Dann wird auch die erkrankte Haut der Fußsohlen eine Änderung zum Besseren erfahren, wird an Üppigkeit und Blutfülle zunehmen, und auch ihre Funktionen werden allmählich in normale Bahnen geleitet werden, das heißt die Schweißabsonderung wird eine geringere und gesündere werden.

Bei nervösen Einflüssen und solchen krankhaften Zuständen, welche eine übermäßige Schweißabsonderung an den Füßen hervorrufen, hat man sich zunächst ebenfalls mit der Beseitigung der ursächlichen Momente zu befassen, die zu erkennen den Ärzten überlassen werden muß, und deren Behandlung sich dann je nach dem vorliegenden Falle richten wird.

Bei der örtlichen Behandlung des Schweißfußes hat man den Hauptwert darauf zu legen, daß die Bakterien, welche die eigentliche Ursache der fauligen Zersetzung sind, unschädlich gemacht werden. Denn gerade das Vorhandensein dieser mikroskopisch kleinen Lebewesen birgt die größte Gefahr in sich, da dieselben, wenn sie in die durch die Schweißzersetzung wundgewordene Haut eindringen, durch ihre Weiterverbreitung und Vermehrung Anlaß zu den schwersten Erkrankungen, Lymphgefäß- und Drüsenentzündungen, ja selbst zu Blutvergiftung geben können. Wie bei allen Erkrankungen, bei denen die Bazillen mehr oder weniger eine Rolle spielen, so hat auch hier als Grundbedingung der Behandlung die größte und peinlichste Sauberkeit zu gelten. Wer an Schweißfuß leidet, soll mindestens des Morgens und Abends ein Fußbad nehmen. Jedoch dürfen die Bäder nicht heiß genommen werden, sondern mäßig kalt oder lauwarm. Heiße Bäder regen die Absonderung der Schweißdrüsen noch mehr an und rufen gerade das Gegenteil von dem hervor, was bezweckt werden soll. Will man die Wirkung der Bäder erhöhen, so setzt man dem Wasser etwas Borsäure oder Salizylsäure zu. Dadurch bekommen dieselben zugleich auch desinfizierende Eigenschaften. Zur Reinigung der Füße während des Bades benutzt man einfache Schmier- oder Küchenseife, womit man die Fußhaut, besonders die Fußsohlen gehörig abseift, dann tüchtig nachspült und trockentupft, nicht frottiert, denn das Frottieren übt einen zu starken Reiz auf die Schweißdrüsen aus und ruft nachträglich eine verstärkte Schweißabsonderung hervor.

Nach dem Fußbade reibe man die Fußsohlen mit einem aromatischen Spiritus, Franzbranntwein, Kalmus- oder Kampferspiritus ein, wodurch die Fußsohlenhaut gekräftigt und widerstandsfähiger wird. Man tut gut, nach dem Bade nicht sogleich wieder die Fußbekleidung überzuziehen, damit die Hautverdunstung nicht behindert oder eingeschränkt wird. Deshalb nimmt man die Fußbäder am zweckmäßigsten am Abend vor dem Zubettgehen. Die Fußhaut nach dem Bade einzupudern, wie dies vielfach empfohlen wird, ist im höchsten Grade schädlich, weil dadurch die Schweißporen verstopft werden, und die normale Tätigkeit der Haut beeinträchtigt wird. Ebensowenig sind Medikamente in Salbenform zur Be-

kämpfung des Fußschweißes anzuraten. Die dadurch entstehende Schmiere und die durch die Verbindung mit dem Schweiß sich ergebende Zersetzung sind geeignet, mehr Schaden anzurichten, als ihre desinfizierende Wirkung aufwiegt.

Als die besten sind immer noch die flüssigen Medikamente befunden worden, unter denen die Salizylsäurelösungen (1 : 1000), die Borsäurelösungen (10 : 100) und die wässerigen Verdünnungen der essigsauren Tonerde (8 : 100) die meistempfohlenen sind. Mit diesen soll man nach vorhergegangenem Bade regelmäßig Waschungen vornehmen und dieselben wochenlang fortsetzen.

Ein großer Wert muß bei der Behandlung des Schweißfußes allerdings auch auf die Fußbekleidung gelegt werden. Sie darf nicht zu dick und nicht zu schwer sein und muß die nötige Ventilation zulassen. Leichte und weiche wollene Strümpfe, am besten von grauer Farbe, die häufig gewechselt werden, sind als die zweckmäßigste Fußbekleidung zu betrachten. Sie veranlassen keinerlei Reibung, sind dünn und luftig, hitzen nicht und wirken auch nicht kältend, wenn sie feucht sind. Als Schuhzeug wähle man für den Winter Tuchstiefel, für den Sommer Segeltuch- oder geflochtene Lederschuhe, wenn möglich mit Einlegesohle, damit zwischen der Stiefelsohle und der Fußsohle immer eine gewisse Luftzirkulation besteht. Dr. S.

Vom Tituskopfe. — Den „Tituskopf" haben wir dem berühmten französischen Schauspieler Talma zu verdanken. Er legte großen Wert darauf, seine historischen Rollen in den ihnen entsprechenden Kostümen zu spielen. So war er der erste, der als „wahrer Römer" auftrat, in wollener Tunika, in echtem antiken Kothurn mit nackten Armen und Beinen. Als er auf die Bühne trat, sah ihn nach seiner eigenen Schilderung die Schauspielerin Vestris, die sich gerade auf der Bühne befand, vom Kopf bis zu den Füßen an.

„Aber," sagte sie, „Sie haben ja nackte Arme, Talma."

„Ganz so wie die alten Römer," erwiderte Talma.

„Aber Sie haben ja auch keine Hosen an," fuhr Madame Vestris noch entrüsteter fort.

„Die Römer trugen auch keine," antwortete Talma mit ruhiger Gelassenheit.

„Sie sind ein Schwein!" rief Madame Vestris aus. Weiter

konnte sie vor Zorn nichts sagen und ging entrüstet ab, ohne begreifen zu können, wie Talma bei vollem Verstande eine solche Ungebührlichkeit begehen konnte.

Talma ließ sich dadurch nicht abhalten, bei der Kostümierung für die Bühne die historische Treue auch in der Folge weiter zu pflegen. Eines Tages stellte Talma in einem Drama den Kaiser Titus dar. Er ließ sich die Haare nach dem Modell einer antiken Büste schneiden. Diese Neuerung brachte eine derartige Wirkung hervor, daß acht Tage danach viele junge Leute, Herren wie Damen, das Haar kurz geschoren hatten und daß sich die „Tituskösfe" von jenem Theaterabende herschreiben. O. v. B.

Gewonnene Wette. — Während der Jahre 1837 bis 1841 war Martin van Buren Präsident der Vereinigten Staaten. Er war früher Advokat gewesen und hatte einen besonderen Ruf wegen seiner Vorsicht in allen Dingen. Eines Tages kam ein Freund von ihm in Begleitung eines anderen Herrn in sein Arbeitszimmer und teilte ihm lachend mit: „Denken Sie sich, lieber van Buren, einige Herren sind eine Wette darauf eingegangen, daß es Ihnen ganz und gar unmöglich sein solle, eine einfache Frage einfach und direkt zu beantworten. Sie machten unter allen Umständen Winkelzüge. Ich und ein paar Freunde haben das bestritten, und die Parteien haben uns beide abgeordnet, die Sache zum Austrage zu bringen; wir haben nur die Bedingung daran geknüpft, daß wir als ehrliche Männer Ihnen auch die Ursache unserer Frage, eben jene Wette, mitteilen dürften. Nun beantworten Sie uns, bitte, die Frage: Wo geht die Sonne auf?"

Der Präsident überlegte einen Augenblick. Während dieser Pause mußte er wohl den Anlaß zu der ihm vorgelegten Frage dennoch vergessen haben, denn ganz nach seiner Gewohnheit hub er an: „Wenn nicht die Ausdrücke Ost und West bloß konventionell wären, so würde ich sagen: im Osten. So aber —"

Lachend unterbrachen ihn die Herren: „Das genügt uns vollkommen! Man hat nicht zu viel von Ihnen behauptet." C. D.

Kaïd M'heddi el-M'nebbi, der frühere Kriegsminister des Sultans von Marokko, der vom April 1901 bis Ende November 1903 der maßgebende Berater von Abdul-Asis war, gilt als Vertrauensmann Englands und ist neuerdings wieder als der „kommende

Mann" von Marokko bezeichnet worden. Die untenstehend wiedergegebene photographische Aufnahme des klugen, energischen Staats-



Kaïd M'heddi el-M'nebbi am Käfig seines Lieblingslöwen.

mannes, der als geschworener Gegner der französischen Eroberungspläne in Marokko zu gelten hat, ist in der Menagerie gemacht

worden, die sich der Sultan eingerichtet hat, und die fast täglich von dem Kaïd besucht wird, der ein großer Tierfreund ist. J. P.

Interessantes aus dem Bienenstaate. — An schönen Sommertagen kann man manchmal sehen, wie zahlreiche Bienen, anstatt den Honig aus den Blumenkelchen zu saugen, immer im Kreise um den Bienenstock herumfliegen; wer genauer zusieht, wird bemerken, daß sie anscheinend zwecklos von Zeit zu Zeit in den Stock hinein- und aus ihm wieder herausfliegen. Durch mancherlei interessante Versuche ist nun erwiesen, daß bei den sonst so fleißigen Bienen dieser scheinbare Hang zum Müßiggang auf höheren Befehl zurückzuführen ist. Es handelt sich um eine Dressur der jungen Brut, die auf diese Weise die Umgebung ihres Stockes und die zu ihrer Wohnung führende Tür kennen lernen muß.

Eine andere wichtige Tatsache ist, daß die Honigsammlerinnen, wenn sie eine bestimmte Arbeit vorhaben, sich niemals davon ablenken lassen, wenn sich ihnen auch noch so verlockende Zerstreuungen bieten. Dafür wird folgendes anschauliche Beispiel aus dem menschlichen Leben angeführt. Wenn sich auf der Straße irgend etwas Außergewöhnliches ereignet, wenn etwa ein Pferd stürzt, oder eine Schlägerei entsteht, so sammelt sich sofort neugieriges Volk um den Vorgang; wenn aber in demselben Augenblick eine Abteilung im Dienst befindlicher Soldaten vorüberzieht, kann man sicher sein, daß die Soldaten weitermarschieren werden, ohne stehen zu bleiben. Ähnliches läßt sich im Bienenstaate feststellen. Legt man den Ameisen ein Honigtröpfchen in den Weg, so werden die Tierchen, mögen sie auch noch so viel zu tun haben, stehen bleiben und begierig davon naschen; wenn aber Bienen vorüberfliegen, die eine genau vorgeschriebene Aufgabe zu erfüllen haben, so wird keine von ihnen daran denken, sich wegen des in so verlockender Nähe befindlichen Honigs aufzuhalten.

Durch Versuche dieser Art kann man sogar mit Sicherheit die Sammlerinnen, das heißt die Bienen, denen bereits eine bestimmte Aufgabe zugewiesen worden ist, von den Sucherinnen unterscheiden; unter Sucherinnen versteht man die Bienen, die aufs Geratewohl umherfliegen und neue Ernteplätze zu entdecken suchen. Auch folgender interessante Versuch wurde gemacht. Man ließ auf der Wasserfläche eines Gefäßes, aus dem sich die Bienen ihren

Wasservorrat zu holen pflegten, Blumenblätter schwimmen, auf welche man etwas Honig geträufelt hatte; alle ankommenden Bienen nun fuhren ruhig fort, Wasser einzunehmen, ohne sich auch nur im geringsten um den Honig zu kümmern.

Diese neuerdings gemachten Entdeckungen lassen darauf schließen, daß in dem Bienenstaate noch manche Geheimnisse verborgen sind, die zu entdecken den Bienenforschern noch vorbehalten ist. C. T.

Spanische Zeremonien. — Während an fast allen europäischen Höfen die jahrhundertelang so überaus streng eingehaltene Etikette in neuerer Zeit vielfach einer milderen Form gewichen ist, hat man es am spanischen Hofe hierin so ziemlich beim Althergebrachten gelassen.

Vom Tage seiner Geburt bis zur Proklamation seines Todes regelt sich das Leben eines spanischen Herrschers ganz genau nach der vorgeschriebenen Etikette. Bei der Geburt eines königlichen Prinzen am Hofe zu Madrid muß der Premierminister anwesend sein, oder wenigstens eiligst herbeigeholt werden. Mit ihm müssen die Präsidenten vom Kongreß und Senat und der Palastkommandant erscheinen. Der erste königliche Leibarzt hat den Neugeborenen auf eine mächtige silberne Platte zu legen und ihn unter Vorantritt der genannten Würdenträger dem im Vorzimmer wartenden Vater zu präsentieren mit den Worten: „Sire, ein Infant ist geboren!"

Hierauf nimmt der Vater die Platte entgegen, hebt sie empor, so daß alle Anwesenden das Kind erblicken können, küßt es, und die feierliche Zeremonie ist beendet.

Kein Mensch unter dem Range eines Edelmannes darf in Spanien dem Könige persönliche Dienste oder Handreichungen leisten, geschweige denn die geheiligte Person des Königs zu berühren wagen. Als vor Jahren der gegenwärtige König als kleines Kind eine Treppe hinaufgekraxelt war und diese erreichte Höhe — wie es anderen kleinen Erdensöhnen in jenem Alter in der Regel ja auch zu gehen pflegt — mit dem Kopf nach unten schneller wieder verließ, als er hinaufgekommen war, hatte ein gerade dazukommender Lakai die Geistesgegenwart, den stürzenden kleinen König in seinen Armen aufzufangen und so vor Schaden zu bewahren. Aber der

Unglückliche hatte die Person des Königs berührt, damit die Etikette verletzt und mußte entlassen werden! Freilich sorgte die dankbare Königin für den Mann, indem sie ihm auf einem ihrer Schlösser eine einträgliche Stelle verschaffte.

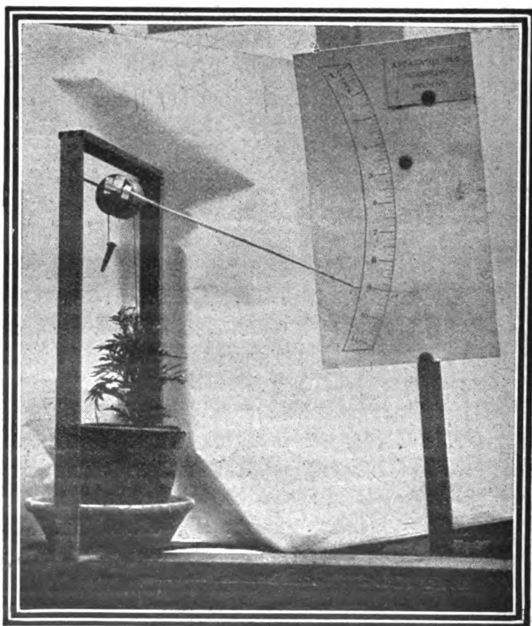
Die Leibgarde des Königs besteht aus Mannschaften, die der Tradition gemäß aus Espinosa de los Monteros in der Provinz Burgos stammen müssen. Während der ganzen Nacht patrouillieren diese Garden auch die Korridore des Palastes ab, und in genau abgeteilten Zwischenräumen hat der wachhabende Offizier durch eine geheime Türklappe in das Schlafzimmer des Königs zu schauen, um sich von der Sicherheit und dem Wohlbefinden Sr. Majestät zu überzeugen. Die Garden tragen während dieses Dienstes volle Rüstung und — Filzpantoffeln an den Füßen!

Eine spanische Königskrönung ist übrigens, trotzdem man viel eher das Gegenteil vermuten möchte, eine sehr einfache Angelegenheit. Es wird dabei nicht einmal eine Krone gebraucht. Eine der dabei von alters her überlieferten Seltsamkeiten ist allerdings die, daß gleich an der Spitze der Krönungsprozession zwölf reiterlose, aber prächtig aufgezäumte und gesattelte Pferde geführt werden.

Wohl der seltsamste aller alten Gebräuche ist das Begräbnis eines spanischen Königs. Das Grabgewölbe der Herrscher von Spanien, das sogenannte Pantheon, befindet sich im Escorial, dem alten düsteren, von König Philipp erbauten Königsschlosse. Der Leichenzug bewegt sich von Madrid aus zu Fuß nach dem etwa 40 Kilometer entfernten Escorial. Nur für die Nacht wird der beschwerliche Marsch unterbrochen. Ehe er sich am anderen Morgen wieder in Bewegung setzt, tritt der Oberstkammerherr oder Obersthofmeister des toten Königs an das Kopfende des Sarges heran und ruft mit lauter Stimme: „Beliebt es Ew. Majestät weiterzureisen?". Eine kurze Pause folgt, dann gibt der Beamte das Zeichen zur Weiterfahrt. Ist die Begräbniskapelle erreicht, unter derem Hochaltar sich das Pantheon befindet, wo in 26 Nischen schwarze marmorne Sarkophage stehen, die teils die Überreste aller spanischen Könige und Königinnen seit Karl V. bis Ferdinand VII. mit Ausnahme Philipps V. und Ferdinands VI. enthalten, teils leer sind, so öffnet derselbe Beamte das kunstvolle

Tor aus vergoldeter Bronze und läßt den Sarg in den dafür bestimmten Sarkophag stellen. Hierauf schließt er den Sarg auf, hebt den Deckel, so daß alle Anwesenden die Leiche zu sehen vermögen, und ruft mit lauter Stimme: „Señor! Señor! Señor!" Wiederum eine lange Pause. „Seine Majestät geruht nicht zu antworten!" ruft er dann seinen Begleitern zu, verschließt den Sarg, zerbricht seinen Amtsstab darüber, und damit ist diese düstere Zeremonie zu Ende. W. St.

Ein Apparat zum Messen des Wachstums der Pflanzen. — Der untenstehend abgebildete Apparat läßt sich von geschickten



Nach einer Photographie von Clarke & Hyde, London.

Apparat zum Messen des Wachstums der Pflanzen.

Händen ohne fremde Hilfe herstellen. Über das in dem Holzrahmen befestigte Rad läuft ein Bindfaden, dessen vorderes Ende an der

Spitze der Pflanze befestigt wird, während am anderen Ende ein kleines Gewicht pendelt. Am Rade befestigt ist der Zeiger, der dem Wachstum der Pflanze entsprechend durch einen Mechanismus bewegt wird, durch den auch die Abwärtsbewegung des Gewichts am Faden bedingt ist. Im übrigen erklärt sich die Abbildung von selbst. Natürlich kann man den Apparat mit richtigem Erfolg nur bei kräftigen Pflanzen, jungen Bäumen und Sträuchern, anwenden, auf deren Wachstum das Befestigen des Fadens und der Zug des Gewichts nicht störend einwirken. L. H.

Scheffel und der Brunnenmacher. — Der Dichter Scheffel ließ sich von einem Brunnenmacher überreden, auf seiner ihm so lieben Mettnau einen Brunnen zu graben, welcher, nach der Versicherung des Brunnenmachers, ein ausgezeichnetes Wasser liefern sollte. Leider erwies sich aber das erschürfte Wasser als vollständig unbrauchbar und ungenießbar. Aus diesem Grunde verweigerte der Dichter die Bezahlung der Rechnung, welche ihm der Brunnenmacher präsentierte. Der Mann beschritt darauf den Rechtsweg und verklagte Scheffel auf Zahlung. Das Gericht nahm die Klage an und setzte Termin zur Verhandlung an, zu welchem Scheffel eine Flasche voll Wasser aus dem betreffenden Brunnen mitbrachte. Der Richter bemühte sich, einen gütlichen Vergleich zwischen beiden Parteien zu stande zu bringen, was aber an der Hartnäckigkeit Scheffels gänzlich scheiterte. Schließlich erklärte Scheffel mit klassischer Ruhe: „Gut, ich bin zu einem Vergleiche bereit. Wenn der Herr Brunnenmacher diese Flasche mit seinem entdeckten Wasser austrinkt, so bezahle ich seine ganze Forderung sofort."

Der Brunnenmacher wagte jedoch diese Probe nicht, und infolge seiner Weigerung wurde seine Klage abgewiesen. C. T.

Wie Barnum hereingelegt wurde. — Der bekannte Schausteller Barnum war ein sehr schlauer Geschäftsmann, aber auch er sollte einmal seinen Meister finden. Eines Tages erschien in seinem großen Museum ein Herr, händigte einem der Angestellten seine Karte ein und bat, den Besitzer persönlich sprechen zu dürfen. Nach einigem Suchen fand man Barnum, und nach gegenseitiger Vorstellung und Begrüßung führte er seinen Besuch durch das große Etablissement, auch beschrieb er dem Gast die Geschichte der verschiedenen Merkwürdigkeiten, wie eben nur er dazu im stande war.

Der Besucher bedankte sich herzlich für die ihm erwiesene Liebenswürdigkeit; doch bevor er ging, meinte er: „Übrigens, Mister Barnum, trotz der vielen gesehenen Merkwürdigkeiten wundere ich mich doch, daß Sie mir in Ihrem Museum nicht ein einziges Andenken an den berühmten Seefahrer Cook gezeigt haben, für dessen Geschichte ich mich besonders interessiere."

Barnum dachte einen Augenblick nach, dann erinnerte er sich plötzlich, daß er in einem abseits gelegenen Zimmer noch eine Anzahl indischer Keulen besaß, bat seinen Gast, sich eine kurze Weile zu gedulden, und es dauerte nicht lange, so kam er mit einer Waffe zurück, die eine Etikette aufwies, auf der die Worte standen: „Mit dieser Keule wurde Kapitän Cook erschlagen." Um die Sache etwas natürlicher zu machen, hatte er die Keule erst ein bißchen im Staube herumgewälzt, der sich in der Rumpelkammer ja reichlich vorfand.

„Es freut mich sehr, daß Sie doch noch etwas gefunden haben," sagte der Besucher, indem er die Keule hin und her drehte und mit kritischen Blicken betrachtete. „Das ist also wirklich die Keule, mit der Cook erschlagen wurde?"

„Ganz genau dieselbe," versetzte Barnum. „Aber darf ich fragen, mein Herr, ob Sie mit Kapitän Cook irgendwie verwandt sind, daß Sie an dem Gegenstande solch großes Interesse haben?"

„Das gerade nicht; aber ebenso wie Cook bin auch ich viel gereist. Ich habe nämlich fast alle Museen der Welt besucht, und da ich in fast allen die echte Keule vorfand, mit der Cook erschlagen worden ist, so konnte ich mir unmöglich denken, daß eine so wertvolle kulturhistorische Reliquie in Ihrem Museum fehlen sollte. Besten Dank, Mister Barnum."

Mit diesen Worten lüftete der Fremde seinen Hut und ließ den ihm verdutzt nachblickenden Barnum stehen. O. v. B.

Die Dohle mit dem Goldstück. — Elstern, Raben und Dohlen sagt man eine große Vorliebe für blanke Gegenstände nach, und früher wurden ihnen deshalb oft die wunderbarsten Diebstähle nachgesagt. Ein tatsächliches Vorkommnis ist das folgende: Eine Dame in einer märkischen Stadt hatte sich einer aus dem Nest gefallenen Dohle, die hilflos mit gebrochenem Bein am Boden lag, liebevoll angenommen und durch sorgsame Pflege das

Tier wieder völlig hergestellt. Mit der Zeit wurde der Vogel so zahm, daß er frei im Zimmer umherflog, sich durch das offene Fenster auch für einige Zeit entfernte, aber stets wieder zurückkehrte, gewöhnlich irgend einen Gegenstand, ein buntes Steinchen oder Glasstück, seiner Herrin im Schnabel mitbringend. Mehrmals war es auch schon vorgekommen, daß er von seinen Ausflügen einen Pfennig oder ein kleines Silberstück heimbrachte. Regelmäßig lieferte der kleine Spitzbube das Erbeutete der Herrin ab, die dann oft Mühe hatte, den wirklichen Besitzer des Geldes zu ermitteln. Da es sich in solchen Fällen nur um ganz geringfügige Beträge handelte, so entstanden keinerlei Weiterungen dadurch.

Eines Tages saß ein Maurer, der im Hause zu tun hatte, während der Mittagspause im Garten und verzehrte seine Mahlzeit. Der Vogel, der aus dem Fenster geflogen war, gesellte sich zu ihm und wurde recht zutraulich. Zufällig zog der Mann seinen Geldbeutel heraus und zählte sein Geld, unter dem sich ein blankes Zwanzigmarkstück befand. Dieses schien dem Vogel besonders zu gefallen, denn er rückte dem Maurer immer näher auf den Leib. Den Maurer amüsierte dies, und er hielt dem Tierchen schließlich das Goldstück arglos hin. Ein Schnappen — und fort war die Münze und der Vogel, der mit ihr auf ein nahes hohes Dach geflogen war. Nun war Holland in großen Nöten, denn der Flüchtling dachte gar nicht daran, auf das Locken zu hören, womit der Beraubte ihn zur Rückkehr zu bewegen gedachte. Endlich begab sich der Maurer zu der Besitzerin des Vogels und klagte dieser sein Leid.

„Nun," sagte diese, „beruhigen Sie sich nur! Wenn der Dohle das Geld nicht zufällig aus dem Schnabel fällt in eine Ritze oder sonst an einen Platz, von wo sie es nicht wieder erlangen kann, werden Sie wieder zu Ihrem Eigentum gelangen, da sie mir gewöhnlich alles Gefundene abliefert. Locken und Bitten hilft da nichts, der Vogel hat seinen eigenen Kopf."

Der Mann ging an seine Arbeit, nachdem ihm versichert worden war, er werde wohl bald benachrichtigt werden können, was aus dem Goldstück geworden sei.

Die Dohle flog inzwischen von einem Dach zum anderen und entschwand mitunter den Blicken der sie beobachtenden Besitzerin,

der natürlich die Sache nicht ganz gleichgültig sein konnte, da es sich immerhin um eine erhebliche Summe handelte. Endlich bemerkte die Herrin des Vogels diesen auf dem Dache des Gartenhäuschens und sah, wie er fortgesetzt auf eine bestimmte Stelle mit dem Schnabel pickte. Gleich darauf kam der Übeltäter zum Fenster herein und setzte sich, wie es seine Gewohnheit war, auf die Schulter seiner Herrin, diesmal aber eine gewisse Unruhe verratend. Die Dame ahnte den Zusammenhang und ging zu dem Maurer, um demselben mitzuteilen, daß die Dohle das Goldstück vermutlich auf dem Gartenhäuschen verloren habe. Der Mann setzte dann sofort eine Leiter an das niedrige Dach und kam auch bald mit dem Gelde, das in eine Spalte zwischen zwei Ziegeln geglitten war, zurück. In seiner Freude steckte er dem Vogel einen blanken Pfennig in den Schnabel, der selbstverständlich alsbald von ihm der Besitzerin überreicht wurde. O. v. B.

Kostbare Küchen. — Während im gewöhnlichen bürgerlichen Haushalt Küche und Kücheneinrichtung einen verhältnismäßig niedrigen Wert aufweisen, wird in den Küchen der Mächtigen und Reichen dieser Erde ein Aufwand getrieben, der ans Märchenhafte grenzt. Die Küche des englischen Königshauses in Windsor enthält fast für 40,000 Mark Kupfergeräte und für 146,000 Mark silberne und silberbeplattete Geräte. Georg III. gab 200,000 Mark für Einrichtungsgegenstände aus, die meist aus Eichenholz sind und, ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Bedeutung, sehr im Werte gestiegen sind.

Weit kostbarer aber ist die Küche des Zaren. Bald nach seiner Thronbesteigung gab Kaiser Nikolaus 1,600,000 Mark für die Umgestaltung und Einrichtung der Küchen im Winterpalast in St. Petersburg aus. Alle Geräte sind aus gediegenem Silber; darunter befinden sich vierzig Schmorpfannen, von denen jede einen Wert von 800 Mark hat. Die Gewürzkästchen sind aus massivem Gold, und das kaiserliche Wappen ist darauf eingeschnitten. Die Kochherde und Bratöfen sind mit Silber eingefaßt. Die Kosten für den Umbau der Küchen betrugen 600,000 Mark, da durchweg reiner schwarzer Marmor zur Verwendung gelangte. Zu der Ausstattung der Küche gehören dreitausend Silberlöffel und ein goldener Bratrost, der schon unter der Kaiserin Katha-

rina II. gebraucht wurde. Der Küchenchef bezieht ein jährliches Gehalt von 160,000 Mark, seine sechs Unterköche haben Gehälter von 20,000 bis 30,000 Mark. Insgesamt belaufen sich die jährlichen Küchenkosten des Zaren auf 2,400,000 Mark.

Die wertvollste Küche der Welt besitzt jedoch der Schah von Persien in Teheran. Sogar die Kochtöpfe sind mit Gold überzogen, und die an der Tafel des Herrschers gebrauchten Teller und Schüsseln sind aus echtem Gold und mit Edelsteinen besetzt. Man schätzt den Wert der gesamten Kücheneinrichtung auf mehr als 20,000,000 Mark.

Neben diesen fürstlichen Küchen kommen an Kostbarkeit höchstens noch die der amerikanischen Milliardäre in Betracht. Die Einrichtung der Vanderbiltschen Küche in New York soll 2,000,000 Mark gekostet haben; fast die Hälfte dieser Summe ist für Kochherde und Kochgeräte ausgegeben worden. Diese Verschwendung wird jedoch von John Ashbury, einem kalifornischen Multimillionär, noch übertroffen. Ashbury baute sich einen prächtigen Wohnsitz in der Nähe von Philadelphia und gab für Küche und Keller allein 6,000,000 Mark aus. —z.

Eine zweideutige Aufforderung. — Auf der gegenwärtig nur noch als Ruine vorhandenen Hundsburg im Kreise Homberg des Regierungsbezirks Kassel lebte im 18. Jahrhundert der sehr begüterte Freiherr Hans v. Hund.

Dieser ließ eines Tages dem Pfarrer von Kleinenglis, zu dessen Kirchspiel die Hundsburg gehörte, die Aufforderung zugehen, zu ihm zu kommen, um die Taufe zweier jungen Hunde vorzunehmen. Der Pfarrer weigerte sich entrüstet, dieser Botschaft Folge zu leisten, da dies eine Herabwürdigung seines geistlichen Amtes sein würde.

Hierauf richtete der Freiherr dieselbe Aufforderung an den Pfarrer von Arnsbach, und dieser, klüger als sein Kollege in Kleinenglis, vermutete hinter der seltsamen Zumutung die Wahrheit und sagte sein Erscheinen zu. Als er mit allem Nötigen versehen auf der Hundsburg anlangte, zeigte es sich, daß er nicht falsch gerechnet hatte, denn es waren dort festliche Vorbereitungen getroffen zur Taufe — der neugeborenen Zwillinge des Freiherrn. Dieser hatte sich in seiner Vaterfreude den zweideutigen Scherz

erlaubt, um zu erproben, ob der Pfarrer in Kleinenglis den Doppelsinn seiner Rede herausfinden würde.

Für diesen Taufakt verehrte der Freiherr der Pfarrstelle zu Arnsbach ein Geschenk von 50 Acker Land, deren Ertrag noch jetzt zu den Einkünften derselben gehört. R. v. B.

Heiratsanträge im Gefängnis. — Vor einigen Jahren wurde von einem Londoner Gerichtshofe ein junger Mann wegen eines entsetzlichen Mordes zum Tode verurteilt, das hielt jedoch die Damenwelt der englischen Metropole keinen Augenblick ab, dem Verurteilten Blumen und Geschenke überreichen zu lassen. Andere boten ihm finanzielle Hilfe an, und einzelne machten ihm regelrechte Heiratsanträge. Während der mehrtägigen Verhandlung ersannen sie alle möglichen Kunstgriffe, um nur ein Wort mit ihm wechseln zu können. Eine seiner Verehrerinnen war so in ihn verliebt, daß sie sich in der Nähe des Gefängnisses einmietete, um wenigstens bis zu seinem Tode die Zelle betrachten zu können, in der er eingesperrt war.

In einem anderen Falle handelte es sich um ein junges Mädchen, das des Mordes unter ganz besonderen Umständen angeklagt war. Sie erregte großes Mitleid und erhielt von wenigstens einem Dutzend Männer Heiratsanträge. Nach langer Verhandlung wurde sie zu nur zwei Jahren Gefängnis verurteilt, und einer ihrer zahlreichen Verehrer, ein angesehener, ziemlich wohlhabender Mann, führte sie noch während ihrer Haft zum Altar.

Verhältnismäßig selten kommt es vor, daß die Liebe für einen Verbrecher so schnell zur Ehe führt wie in dem Falle eines geriebenen französischen Schwindlers, der kürzlich vor einem Pariser Gerichtshofe abgeurteilt wurde. Unter seinen vielen Verehrerinnen befand sich ein junges Mädchen, das sich so leidenschaftlich in den Angeklagten verliebt hatte, daß sie erklärte, ihn noch im Gefängnis heiraten zu wollen. Sie ersuchte den Richter deshalb um die nötige Erlaubnis.

„Wollen Sie den Mann wirklich heiraten?" fragte der Richter.

„Ja," lautete die Antwort, „ich liebe ihn und wäre die glücklichste Frau auf Erden, wenn er mich nehmen wollte."

Da es kein gesetzliches Mittel gab, die Ehe zu verhindern, so mußte die nachgesuchte Erlaubnis erteilt werden, und der Verbrecher

und seine Braut wurden in der Gerichtskanzlei im Beisein von vier Gendarmen, die als Zeugen dienten, zusammengegeben. Allerdings dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe das seltsame Paar seine Hochzeitsreise antreten kann.

Noch eigenartiger ist folgender Fall, der aus Amerika berichtet wird. Vor einigen Jahren war ein hübsches junges Mädchen eines schweren Verbrechens angeklagt, und obwohl sie unter dem Einfluß eines anderen gestanden hatte, und ihr mildernde Umstände zugebilligt wurden, wurde sie doch zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Der Richter, der die peinliche Pflicht hatte, ihr das Urteil zu verkünden, wurde von so großem Mitleid für sie ergriffen, daß er sie häufig im Gefängnis besuchte und sich dort, noch bevor ihre Strafzeit abgelaufen war, mit ihr trauen ließ. M. N.

Das deutsche Mädchen. — Ein altes deutsches Sinngedicht lautet folgendermaßen:

Könnt' jemals ein Mädchen mein Herz entflammen,
So müßte es deutschen Landen entstammen,
Und müßte ein sächsisch Gesichtchen haben,
Und so lieb dreinschaun wie die Schwaben.
Auch wünscht' ich es hübsch und zierlich und fein
Mit Händchen und Füßchen wie vom Rhein.
Es müßte in bayrischer Art mit mir schwätzen
Und mich umstricken mit Holsteiner Netzen,
Von norddeutschem Ernst sein und süddeutscher Lust,
Ihr erschlöss' ich in deutscher Lieb' meine Brust. C. T.

Das Ende gekrönter Häupter. — Ein französischer Statistiker hat sich der Mühe unterzogen, dem Lebensende der Könige und Kaiser nachzuforschen. Nach seinen Berechnungen haben bis jetzt 2540 Könige und Kaiser in der Welt regiert und zwar über 64 verschiedene Nationen. Von diesen haben, soweit es sich geschichtlich feststellen ließ, 24 Selbstmord verübt, 25 den Märtyrertod erlitten, 64 freiwillig dem Thron entsagt. Gerade 100 sind im Kriege gefallen, 123 endeten ihr Leben in der Gefangenschaft, 151 wurden ermordet, 108 auf gesetzmäßige Weise abgeurteilt und hingerichtet, 300 wurden gewaltsam von ihren Thronen verjagt, 12 endeten im Wahnsinn. Ob die übrigen 1634 einen friedlichen Tod auf dem Sterbebette gehabt haben, oder ob nicht eine beträchtliche Anzahl

davon in dem Halbdunkel der Vorzeit einfach verschwindet, wird leider nicht angegeben. Vermutlich wird auch bei der oben mitgeteilten Liste noch mancher tragische Ausgang auf Rechnung einer phantasievollen Berichterstattung zu setzen sein, wie sie in entlegeneren Epochen der Weltgeschichte nicht zu vermeiden war. C. D.

Ein reicher Hund. — In Chicago lebt ein Hund, der, wenn er reden könnte, in den Seufzer so manchen Millionärs einstimmen würde: Reichtum macht nicht glücklich.

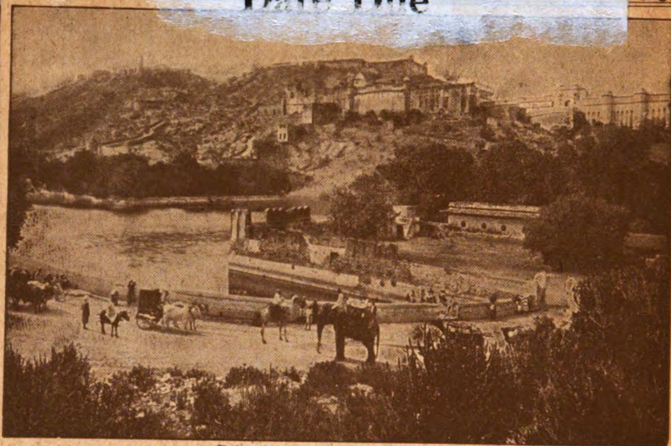
Dieser Hund gehörte einem alten Chicagoer Junggesellen namens Watts. Er schlief auf seidenen Kissen, fraß aus silbernen Schüsseln alle Delikatessen, die ein Hundeherz erfreuen, und wurde täglich von einem Tierarzt besucht, der über sein Wohlbefinden zu wachen hatte. Da Watts ein bedeutendes Vermögen besaß, so hinterließ er ihm nach seinem Tode die Zinsen eines Kapitals, die monatlich 500 Mark betragen, welche seinem Hüter so lange ausgezahlt werden, als das Tier lebt.

Für den Hund, den mancher beneiden dürfte, sind seit dem Tode seines Herrn aber recht traurige Tage gekommen. Die Veröffentlichung des Testaments hat bewirkt, daß man wiederholt versucht hat, den Hund zu stehlen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Das zu verhüten, wird der Hund nunmehr beständig an der Kette und eingesperrt gehalten. Seufzend wird der arme „Hundeerbe" den Tag verwünschen, der ihn zum reichen Hunde gemacht, zumal man ihn, da er zu fett geworden war, auf recht schmale Kost gesetzt hat. O. v. B.

Robert Schumann und der Herzog. — Als der große Komponist seine Gattin Klara auf einer ihrer Konzertreisen begleitete, ereignete sich ein eigenartiger Zwischenfall. Nach einem Hofkonzerte in der kleinen Residenz S. sagte der Herzog, den Klaras herrliches Spiel entzückt hatte, der Klaviervirtuosin viele Artigkeiten und wandte sich dann auch an den ihm ebenfalls vorgestellten Gatten derselben mit der huldreichen Frage: „Sind Sie auch musikalisch, Herr Schumann?" B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Uni... ...pzig.



Schloß und See von Amber.

Indien und seine Fürstenhöfe.

Reisen vom Kap Comorin bis an den Himalaya.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit 129 Abbildungen im Text und 8 Einschalttafeln.

Elegant gebunden 14 Mark.

Wie ein Märchen aus einer anderen Welt erscheinen diese neuen Schilderungen aus dem vielgenannten, bei uns Deutschen aber noch zu wenig bekannten indischen Reich, dem farbenprächtigsten der weiten Erde. Es umfaßt alle erdenklichen Landschafts- und Kulturbilder, seine Fürsten und Völker gehören zu den interessantesten aller Kontinente. Kein Land hat so herrliche Paläste und Tempel und Grabdenkmäler aufzuweisen, in keinem hat es jemals größere Pracht zur Seite von größerem Elend, mehr Licht und gleichzeitig mehr Schatten gegeben wie in Indien, und in keinem ist von der alten Kultur, dem alten Götterglauben, den alten eigenartigen Sitten so viel bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.



Hindumädchen.

Das Werk „Indien“ ist das Ergebnis eingehender Beobachtungen des Verfassers, der an den Höfen einer ganzen Reihe von einheimischen Fürsten als Gast weilte und die Eingeborenenstaaten kennen lernte, wie wenige vor ihm. Ein vortrefflich unterhaltendes, kulturgeschichtlich wertvolles Buch, das in der gebildeten Welt Aufsehen erregt.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

